

Das Magazin des Deutschen Studentenwerks

DSW JOURNAL

Sagen Sie mal, Frau Schröder,

wie wichtig sind Ihnen faire Chancen für alle
Jugendlichen? Antworten ab Seite 10



MENSA Die besten Teams → 20

JOHANNA WANKA Die leise Hochschulreformerin → 34

MOGELPACKUNG Wie gut ist das nationale Stipendienprogramm? → 38



Der einzige Unterschied: Sie hat noch keinen Feierabend.

Selbstverständlich und gleichberechtigt arbeiten und an der Gesellschaft teilhaben: Das ist Inklusion. Ganz im Sinne der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Sie fordert in Artikel 27 einen offenen, inklusiven und für Menschen mit Behinderungen zugänglichen Arbeitsmarkt. Damit auch Menschen mit Behinderungen gleichberechtigt am freien Arbeitsmarkt teilnehmen und ihre Interessen selbst vertreten können.

AKTION
MENSCH

WEITER SO?

Die Sommerpause war politisch kaum zum Luftholen geeignet. Wichtige bildungspolitische Entscheidungen wurden in den Herbst verlagert, so der Ausbau des BAföG. Auch das nationale Stipendienprogramm sorgte für Irritationen. Dabei sollen diese beiden Instrumente Studienberechtigte aus bildungsfernen Elternhäusern für ein Studium gewinnen, auch, um dem drohenden Fachkräftemangel zu begegnen.

Warum fällt es uns nur so schwer, Kinder aus bildungsfernen Familien für ein Studium zu mobilisieren? Dass es geht, zeigen die USA. Dort werden diese Jugendlichen bewusst für ein Studium begeistert. Wagen sie den Schritt an die Hochschule, werden sie als „First generation students“ gefeiert. Man ist stolz auf sie – wie auf alle, die es vom Tellerwäscher zum Millionär geschafft haben. Was in Nordamerika ein Erfolgsmodell ist, wird in Deutschland sträflich vernachlässigt: junge Menschen mit Potenzial, die den Fachkräftemangel beheben könnten. Lesen Sie dazu einen Kommentar von Wolf Wagner_Seite 14

Der Mangel an qualifizierten Arbeitskräften ist auch ein familienpolitisches Problem. 44 Prozent der Akademikerinnen zwischen 35 und 39 Jahren sind kinderlos. Sind Studium und Kinder nicht miteinander vereinbar? Doch, sagt Familienministerin Kristina Schröder. Ihr Ziel ist es, Familienfreundlichkeit zum Erfolgsfaktor an deutschen Hochschulen zu machen_Seite 10

Das eine ist die Politik, das andere die Praxis: Wie man mit Kindern tatsächlich studieren kann und wie man es schafft, zwischen Baby und Brei seinen Bachelor zu machen, zeigt Familie Wendland aus Potsdam. Ein Familienleben mit Hausarbeiten, Prüfungen und Vorlesungen erfordert eine gute Terminplanung, klare Absprachen und Disziplin_Seite 16

Disziplin ist auch bei der Auswahl des täglichen Essens gefordert. Das Lieblingsgericht ist womöglich nicht das gesündeste für Leib, Seele und Umwelt. Der Deutsche liebt Fisch – und den gibt es auch in den Mensen der Studentenwerke. Fisch aus nachhaltigen Quellen einzukaufen, damit es nicht zu Überfischung kommt und es auch in Zukunft noch Fisch auf dem Tisch gibt, ist gar nicht so einfach. Was hinter dem Fisch(en) mit gutem Gewissen steckt, lesen Sie auf_Seite 24

Die Produktion der Gerichte in Großküchen erfordert Expertise. Fünf Teams aus den Studentenwerken Heidelberg, Rostock, Kassel, Bielefeld und Dresden haben gezeigt, dass es in Deutschland nicht nur exzellente Hochschulen, sondern auch exzellentes Essen in den Mensen gibt_Seite 20

Exzellente, oder eher ein Rohrkrepiere, eine nationale Mogelpackung? Karl-Heinz Heinemann hat sich das nationale Stipendienprogramm näher angeschaut – und findet nicht sehr viel_Seite 38



Eine interessante Lektüre wünscht Ihnen
Ihr

Achim Meyer auf der Heyde

Achim Meyer auf der Heyde

Generalsekretär des Deutschen Studentenwerks
achim.meyeraufderheyde@studentenwerke.de

»Warum fällt es uns nur so schwer, Kinder aus bildungsfernen Familien für ein Studium zu mobilisieren?«

Jugend_Kristina Schröder

Campuserlern_Baby, Brei und Bachelor

Gastronomie_Küchen-Teams

Porträt_Johanna Wanka



10



16



20



34

Heft 3
September 2010

CAMPUS

- 6_Kurznachrichten
schnell, knapp & informativ
- 6_Zahlenwerk
Studentenwerke in Zahlen
- 7_Promi als Beilage
Lieblingessen beim ZEIT Campus Talk
- 8_Zwischenruf
Generation L
- 9_Eine Frage ...
an die bildungspolitischen Experten der Bundestagsfraktionen

POLITIK

- 10_»Eine familienfreundliche Hochschule muss Zeit für die Familie lassen«
Kristina Schröders jugend- und familienpolitische Visionen für Deutschlands Hochschulen
- 14_First Generation
Warum es in Deutschland einen Fachkräftemangel gibt, erklärt Wolf Wagner

PRAXIS

- 16_Baby, Brei und Bachelor
Ein Studium mit Kind ist möglich – sogar mit dreien
- 20_Die Mensa-Mannschaft
Alle reden von der Exzellenzinitiative – wir reden von exzellentem Essen
- 24_Wie lange gibt es noch Fisch?
Satt und glücklich durch Fisch. Aber ohne Nachhaltigkeit gibt's bald keinen mehr auf dem Tisch

Fotos: Kay Herschelmann, Lars Nickel

- 28_Blaue Stunde
Ein Studentenwohnheim wird zum Kunstobjekt
- 32_Adelige Mensa
Ein Haus erzählt seine Geschichte: Die Mensa Prinz Karl in Tübingen

PROFILE

- 34_Die Hochschulflüsterin
Johanna Wanka im Porträt

PERSPEKTIVE

- 38_Mogelpackung
Eine kritische Analyse des nationalen Stipendienprogramms – von Karl-Heinz Heinemann

Fotos: Sandra Kühnapfel, Kay Herschelmann

COMMUNITY

- 40_Aus den Studentenwerken
- 41_DSW-Kurzporträt
Vera Yu
- 41_Medien
Gesurft – weltweite Netzwerke

STANDARDS

- 3_Editorial
- 4_Inhalt
- 41_Impressum
- 42_Dobischat schreibt an sich selbst

ZEITUNG

Hot Spot für die Bildung

EDUCATION Die Frankfurter Buchmesse zeigt in diesem Jahr ein Highlight zum Schwerpunkt Bildung: den Education Hot Spot. Hier präsentieren sich internationale Aussteller mit digitalen Innovationen aus der Welt des Lernens und Lehrens. In direkter Nachbarschaft befinden sich weitere Bildungsangebote der Buchmesse: das Forum Bildung, der Educational Publishing Pavilion, die Gemeinschaftspräsentation Bildung und die LitCam Lounge. Alle Präsentations- und Veranstaltungsflächen zum Schwerpunkt »Zukunft Bildung« sind auf einem gemeinsamen Areal in Halle 4.2 versammelt. Die Messe findet vom 6. bis 10. Oktober 2010 in Frankfurt am Main statt. *nf*

→ www.buchmesse.de



Keine Zeit für Engagement?

EHRENAMT Die engagiertesten Studierenden lernen Sie am 25. Oktober 2010 kennen. Dann vergibt das Deutsche Studentenwerk in der Berliner Kalkscheune »Studentenwerkspreise« für besonderes soziales Engagement. Die Preisverleihung ist öffentlich, Anmeldung erbeten: Telefon 030/29 77 27-63. *sg*

→ preisverleihung@studentenwerke.de

→ www.studentenwerke.de

ZAHLENWERK Studentenwerke in Zahlen

58 Studentenwerke mit 16 344 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sorgten im Wintersemester 2009/2010 für das leibliche und soziale Wohl von 1,96 Millionen Studierenden. **Hochschulgastronomie**_Gutes, preisgünstiges Essen und Trinken bieten bundesweit 788 Einrichtungen der Studentenwerke an. Mit einem Gesamtumsatz von knapp 359 Millionen Euro verzeichneten die Studentenwerke 2009 gegenüber dem Vorjahr erneut ein Umsatzplus.

Studienfinanzierung_Bei der Ausbildungsförderung nach dem BAföG ist die Zahl der Förderungsfälle 2009 mit rund 370 000 Studierenden um circa 6 Prozent gegenüber 2008 gestiegen, und es wurden 1,818 Milliarden Euro Förderungsmittel ausgezahlt. Das sind 14 Prozent mehr als im Vorjahr.

Wohnen_Die Studentenwerke verfügen über 181 239 Wohnplätze, also über rund 80 Prozent der bundesweit 224 763 mit öffentlichen Mitteln geförderten Wohnplätze. Die durchschnittliche monatliche Miete beträgt 203,74 Euro, alles inklusive,

normalerweise auch der Internetanschluss. 53 Studentenwerke verfügen über Wohnplätze für Rollstuhlfahrer. Speziell ausgestattete Wohnangebote für Studierende mit Kind bieten insgesamt 54 Studentenwerke an.

Beratung_42 Studentenwerke bieten Psychologische Beratung an. Im Jahr 2009 wurden dort rund 82 600 Beratungskontakte gezählt. 43 Studentenwerke bieten Sozialberatung an, und 38 Studentenwerke beraten Studierende mit Behinderung/chronischer Krankheit.

Einnahmen_Die Gesamteinnahmen der Studentenwerke beliefen sich im Wirtschaftsjahr 2009 auf rund 1,31 Milliarden Euro. Sie stammten aus Umsatzerlösen, Mieten (rund 860 Millionen Euro), Semesterbeiträgen der Studierenden (rund 185 Millionen Euro), Landeszuschüssen (circa 143 Millionen Euro) und sonstigen Zuschüssen (40 Millionen Euro). Als Aufwandserstattung für die Umsetzung des BAföG erhielten die Studentenwerke 2009 79,4 Millionen Euro. *nf*



Promi als Beilage

ZEIT CAMPUS TALK Da freuen sich die Studentenwerke: Drei Prominente kommen zurück und erinnern sich – an Snacks aus der Cafeteria, BAföG vom Studentenwerk und ihr Lieblingsessen in der Mensa.

Für Fernseh-Journalistin **Anne Will** kredenzte das Kölner Studentenwerk zur Begrüßung »ne halve Hahn«. Das war zu Studienzeiten ihr liebster Snack. Denn typisch rheinisch ist ein »halve Hahn« ein mit Gouda belegtes Brötchen.



Schauspieler **Armin Rohde** bekam früher BAföG vom Studentenwerk Essen-Duisburg. Um sein Budget aufzubessern, hatte er einen ganz speziellen Nebenjob: Er synchronisierte englische Pornos – und gab beim Mensatalk sogar eine Kostprobe.



Comedian **Bastian Pastewka** wurde vom Studentenwerk Bonn mit seiner Lieblingspeise überrascht: Hühnerfrikassee. »Die Erbsen kullern so schön«, sagt der Komiker. Beim Mensatalk kullerten dann die Lachtränen der Besucher. *nf*



Liebe Uni!



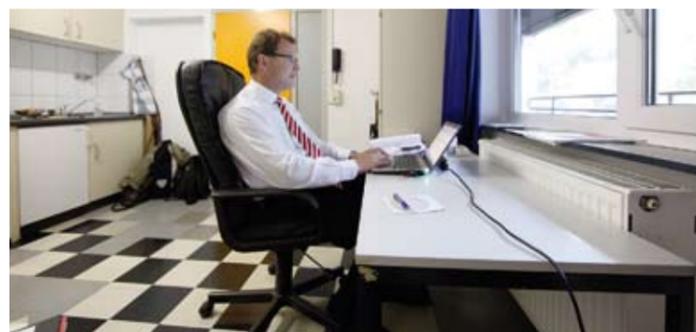
WETTBEWERB Was fühlt ein Student, eine Studentin im Studium? Welche emotionale Bindung haben Studierende heute zu ihrer Hochschule, ihrem Fach? Ist es Distanz, Nähe, Gereiztheit, Sympathie, Wut – Liebe? Mit seinem neuen Plakatwettbewerb »Alles Liebe?« zielt das Deutsche Studentenwerk mitten ins Herz. Alle sprechen über Bachelor, BAföG und Bologna, niemand spricht über Herzrasen, Ambivalenzen und verdeckten Stolz. Es ist höchste Zeit, die wirklich wichtige Frage nach der emotionalen Bindung zu stellen. Und wie man sie in Bilder übersetzt,

in Plakate. Dieser Herausforderung stellen sich gerade Design-Studierende beim aktuellen Plakatwettbewerb »Alles Liebe?«. *sg*

→ www.studentenwerke.de

Der Vize will's wissen

SELBSTVERSUCH Er ist Vizepräsident der Frankfurter Goethe-Universität – und wohnt im Studentenwohnheim: Professor Manfred Schubert-Zsilavecz zieht während der Semesterferien in ein freies Wohnheimzimmer, zumindest für einige Wochen. Im Selbstversuch möchte der Pharmazeut die Lebenssituation der Studierenden kennenlernen und erleben. Dabei ist er überzeugt von dem Preis-Leistungsverhältnis eines Wohnheimzimmers – und verweist gleichzeitig auf die eklatante Wohnungsnot im teuren Frankfurt am Main. Sein Appell an die Politik: Mehr günstige Wohnheimzimmer für Studierende sind dringend nötig! *nf*



Spruchreif

»Freizeit zu haben macht Studenten ein schlechtes Gewissen. Sie sehen sie als verlorene Zeit an. Studenten glauben heute, es müsse immer alles klappen. Dabei ist ein gesundes, gepflegtes Scheitern für jede Biografie eine Bereicherung«

Psychologe Wilfried Schumann vom Studentenwerk Oldenburg in ZEIT Campus 3/2010

»Durch die Studiengebühren wird es womöglich noch mehr Langzeitstudenten geben als früher. Nur sind das heute keine Gammelstudenten mehr, auch keine bibliophilen Eremiten, die sich in einer Art Vita contemplativa in der Bibliothek verschanzen. Die müssen einfach arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen«

Student Jörn Meyn von der Humboldt-Universität zu Berlin auf FAZ-Net, 18. Mai 2010

»Das Meiste, was an Universitäten betrieben wird, hat mit Wissenschaft nichts zu tun. Ein Betrieb wird genährt. Und der Betrieb nährt die in ihm Beschäftigten«

Arno Widmann in der Berliner Zeitung vom 7./8. August 2010

»Die Kultusministerkonferenz nimmt mit Befremden zur Kenntnis, dass die Finanzministerkonferenz mit Befremden zur Kenntnis genommen hat, dass die Kultusministerkonferenz und Kultusminister die Spitzenförderung von Studierenden für notwendig erachten«

Der Spiegel zitiert die Kultusministerkonferenz in seiner Ausgabe 28

Eine Frage ...

Ist das Kooperationsverbot zwischen Bund und Ländern in der Bildung noch zeitgemäß?

Antworten von den Bildungsexperten der Bundestagsfraktionen



Kai Gehring MdB, Bündnis 90/Die Grünen

Dass Union und SPD 2006 gegen unseren erbitterten Widerstand ein Kooperationsverbot im Grundgesetz verankert haben, erweist sich immer wieder als schwerer Fehler und irrwitzige Blockade. Wir brauchen nicht weniger, sondern mehr Kooperation – sowohl in der Wissenschaft als auch bei der allgemeinen Bildung. Sonst wird die »Bildungsrepublik« endgültig zur Farce.

→ www.kai-gehring.de



Nicole Gohlke MdB, Die Linke

Es ist absurd: Bund und Länder verbieten sich selbst, bei Bildungsinvestitionen zu kooperieren. Das Verbot muss fallen. Unser Bildungssystem ist unterfinanziert und es grenzt sozial aus. Das kann sich nur ändern, wenn Bund und Länder gemeinsam ihrer Verantwortung gerecht werden.

→ www.nicole-gohlke.de



Patrick Meinhardt MdB, FDP

Entscheidend ist der wirkliche Wille, auch der Bildung Priorität zu geben. Wer glaubt, dass die Aufhebung des Kooperationsverbots die bildungspolitische Allzweckwaffe ist, streut uns allen Sand in die Augen. Oder sind alle Bildungsprobleme nach Einführung des Kooperationsverbots im Jahre 2006 mit den Stimmen von CDU und SPD in Deutschland erst entstanden?

→ www.patrickmeinhardt.de



Dr. Ernst Dieter Rossmann MdB, SPD

Eindeutig Nein. Bund und Länder tragen gemeinsam Verantwortung für das deutsche Bildungswesen. Die Kooperation von Bund und Ländern bei Bildungsplanung und -finanzierung hat sich in den vergangenen 60 Jahren bewährt. Das Kooperationsverbot, durchgepeitscht von CDU-Koch und anderen, war ein großer Fehler. Es muss unverzüglich aufgehoben werden.

→ www.ernst-dieter-rossmann.de



Albert Rupprecht MdB, CDU/CSU

Wir wollen, dass Bund und Länder die Leistungsfähigkeit des Bildungswesens gemeinsam sicherstellen. Im Hochschulbereich lässt das Grundgesetz die Kooperation von Bund und Ländern schon jetzt zu. Diese Möglichkeit nutzen wir bereits intensiv zum Wohle der Studierenden. Leider fehlt im Schulbereich noch eine entsprechende Rechtsgrundlage. Diese streben wir deshalb an.

→ www.albert-rupprecht.de

Zwischenruf

Generation L

Ein schwedisches Sprichwort besagt, dass der Überfluss die Mutter der Langeweile sei. Wie wahr! Bei Überfluss fällt mir als Erstes das Wort *Generation* ein.

Da gibt es erst einmal die Kriegskindergeneration, die Nachkriegsgeneration, die 1968er-Generation und die Generation X, das sind die in den 1960ern und 1970ern Geborenen. Dieser Begriff entstammt einem Roman von Douglas Coupland. Gerade ist sein neues Buch unter dem Namen »Generation A« erschienen. Florian Illies erfand die Generation Golf, die zwischen 1965 und 1975 in Westdeutschland aufwuchs. Das ist die unpolitische Generation, die auf Markenprodukte steht. Wesentlich politischer ist dagegen die Generation Praktikum, auch Generation Prekär genannt. Das sind die armen Schweine, die von Arbeitgebern als schlecht oder gar nicht bezahlte Hilfskräfte ausgebeutet werden. Mit der Generation Bachelor sind all diejenigen gemeint, die heute studieren. Selbstverständlich gibt es auch eine ratlose Generation

(Schnittmenge zur Bachelor-Generation) – das sind weniger ehrenamtlich und weniger politisch engagierte junge Menschen. Nach Keith Campbell kann man auch von der Generation Ego sprechen. Um die Generations-Analyse zu vervollständigen: Es gibt einen polnischen Spielfilm »Eine Generation« von 1955 und das Lied »My Generation« von The Who sowie die ostdeutsche

**GENERATION-
X, G, A, P, L?**

Musikgruppe »Neue Generation«. Ach, ja: Den Generationenvertrag gibt's auch noch – mit seinen eklatanten Finanzierungsproblemen. Der letzte Schrei im Generationen-Dschungel ist der bundesweite Ideenwettbewerb *Generation D* (wie Deutschland) der Bayerischen Elite-Akademie für Studierende. Ehrlich gesagt, ist das Wort *Generation* hitverdächtig, um in die Geschichte als Wort des Jahrhunderts einzugehen. Leider gibt es diese Rubrik bei der Gesellschaft für deutsche Sprache noch nicht. Schade eigentlich. Es grüßt der Gründer der Generation L (wie Langeweile).

Ihr Constantin Quer

Motiv: Jan Lorenz; Foto: Goethe-Universität Frankfurt; Illustration: Dominik Herrmann

Fotos: privat; Die Linke, M. Bussmann, privat, CDU/CSU



»» EINE FAMILIEN- FREUNDLICHE HOCHSCHULE MUSS ZEIT FÜR DIE FAMILIE LASSEN ««

KRISTINA SCHRÖDER Die Bundesministerin beackert ein großes Politikfeld. Interessiert sich die Soziologin von Amts wegen für die Studierenden? Welche jugend- und familienpolitischen Visionen hat sie für Deutschlands Hochschulen?

DSW-Journal: Was macht aus Sicht der Familienministerin eine Hochschule familienfreundlich?

Kristina Schröder: Eine Hochschule ist für mich dann familienfreundlich, wenn sie den Menschen, →

→ die hier arbeiten und studieren, ermöglicht, ihren ganz persönlichen Lebensentwurf zu verwirklichen. An einer familienfreundlichen Hochschule wird natürlich gelehrt, gelernt und geforscht. Aber sie muss auch Zeit für die Familie lassen. Wer erlebt, dass im Studium eine Familiengründung möglich ist, wird auch später im Berufsleben Familienfreundlichkeit ganz oben auf seine Agenda setzen und vom Arbeitgeber selbstverständlich einfordern. Mein

»Mein Ziel ist es, Familienfreundlichkeit zum Erfolgsfaktor an deutschen Hochschulen zu machen«

Ziel ist es, Familienfreundlichkeit zum Erfolgsfaktor an deutschen Hochschulen zu machen. Denn die Universität kann für die ganze Gesellschaft Maßstäbe setzen!

Fünf Prozent der Studierenden sind Eltern – sollten es nicht viel mehr werden? Was kann Ihr Ministerium tun?

Ich möchte jungen Eltern, die studieren, das Leben mit Kindern erleichtern. Das neue BAföG-Gesetz sieht zum Beispiel vor, die Kinderbetreuungszeiten bei der Förderdauer stärker zu berücksichtigen. Schon jetzt fördern wir Kinderbetreuungsangebote durch das Programm »Betrieblich unterstützte

Kinderbetreuung« an Universitäten, denn gerade da hapert es in vielen Fällen noch oft. Dabei gibt es viele gute Beispiele, wie die »Campus-Krippe« der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und des Studentenwerks Schleswig-Holstein. Im audit familiengerechte Hochschule stellen inzwischen mehr als 100 Hochschulen ihre Familienfreundlichkeit unter Beweis. Insgesamt profitieren davon mehr als eine Million Studierende. Welche Hochschulen besonders familienbewusst sind, zeigt auch das Unternehmensnetzwerk »Erfolgsfaktor Familie«. Insgesamt denke ich auch, dass für viele Studierendepaare das Studium eine gute Zeit sein könnte, Kinder zu bekommen. Hier will ich die Rahmenbedingungen verbessern.

Die Studierenden werden immer jünger; sie brauchen mehr Beratung, mehr Unterstützung. Sehen Sie hier einen jugendpolitischen Auftrag, junge Menschen besser auf ein Studium vorzubereiten?

Mir ist es wichtig, allen jungen Menschen faire Chancen zu bieten. Dazu gehört auch die Chance auf eine gute Ausbildung. Vor allem benachteiligte Jugendliche dürfen wir dabei nicht zurücklassen. Mit der Initiative



»Jugend stärken« unterstützen wir besonders junge Menschen mit schwierigeren Startbedingungen, etwa mit Migrationshintergrund oder sozialen Benachteiligungen, die die Schule verweigern oder nach Abbruch der Ausbildung den Anschluss verlieren. Junge Spätaussiedler, Flüchtlinge und Asylberechtigte unterstützen wir durch Angebote zur Sprachförderung, damit sie hier die Hochschulreife erwerben, ein Studium beginnen oder eine im Heimatland begonnene Hochschulausbildung fortsetzen können.

Frau Ministerin, der Zivildienst wird in Zukunft noch mehr als »Lerndienst« gestaltet. Wäre es nicht sinnvoll, ihn auch als Vorbereitung für das Studium zu betrachten und stärker bei der Zulassung, aber auch im Studium zu berücksichtigen? Sollte dies nicht auch für die Freiwilligendienste gelten?

Um den Zivildienst als Lerndienst noch attraktiver zu machen, haben wir die Struktur der Seminare um Angebote zur Förderung persönlicher und sozialer Kompetenzen ergänzt. Ganz entscheidend ist auch das qualifizierte Dienstzeugnis, das

den Gedanken des Lerndienstes unterstreicht. In bestimmten Studiengängen wird der Zivildienst schon jetzt als Praktikum anerkannt, zum Beispiel bei den Medizinerinnen oder im sozialen Bereich wie der Sozialpädagogik. In Bereichen mit Zulassungsbeschränkungen kann der Zivildienst auf die Wartezeiten angerechnet werden: Das gilt übrigens auch für junge Männer und

»Die Universität kann für die ganze Gesellschaft Maßstäbe setzen«

Frauen, die einen Freiwilligendienst absolvieren. Wer einen Studienplatz wegen des Zivildienstes nicht antreten kann, wird bevorzugt berücksichtigt.

Ihr Ministerium koordiniert die Engagement-Förderung. Die Studierenden sind die engagierteste Bevölkerungsgruppe in Deutschland. Ihr bürgerschaftliches Engagement an der Hochschule oder in der Gesellschaft wird aber kaum gewürdigt...

Unsere Gesellschaft muss freiwilliges Engagement insgesamt mehr würdigen und unterstützen. Das gilt für das Engagement Studierender ebenso wie für Familienväter oder Seniorinnen, die sich heute Zeit für Verantwortung nehmen, oft zusätzlich zu beruflichen und familiären Verpflichtungen. Deshalb fördert mein Ministerium zum Beispiel die Kampagne »Geben gibt« und verleiht den Deutschen Engagementpreis. Das Engagement speziell junger Menschen zeichnet der Bund auch durch den Wettbewerb »Studierende für Studierende« des Deutschen Studentenwerks aus – ein Preis, der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert wird. Das Familienministerium erarbeitet zudem eine Nationale Engagementstrategie. Dabei wird die Förderung des bürgerschaftlichen Engagements von Studierenden und Hochschulen eine wichtige Rolle spielen. ■



ZUR PERSON Kristina Schröder

1977 in Wiesbaden geboren, studierte Kristina Schröder in Mainz Soziologie, Politikwissenschaft, Philosophie sowie Geschichte. Das Studium schloss sie 2002 als Diplom-Soziologin ab und promovierte 2009 am Institut für Politikwissenschaft der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Seit 2002 ist die CDU-Politikerin Mitglied des Deutschen Bundestags, seit November 2009 Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Kristina Schröder ist verheiratet.

Fotos: Kay Herschelmann (Seite 10-13)

First Generation

BILDUNGSaufstieG In den USA und Kanada ein Erfolgsmodell, in Deutschland vernachlässigt: junge Menschen, die als Erste in ihrer Familie studieren. Dabei könnten sie das Problem des Fachkräftemangels in Deutschland lösen.

VON WOLF WAGNER

»Ingenieure verzweifelt gesucht« war die Hauptschlagzeile des Wirtschaftsteils der Süddeutschen Zeitung vom 3. August 2010. Dort heißt es, gerade im Aufschwung fehlten Ingenieure, besonders in den Zukunftsbranchen. Dieser Mangel drohe zum begrenzenden Faktor des Aufschwungs und der Zukunftsaussichten der deutschen Wirtschaft zu werden. Gegen den Widerstand von Angela Merkel und Horst Seehofer fordere daher die Unionsfraktion, sekundiert vom Wirtschaftsminister und den Wirtschaftsverbänden, die Zuwanderung ausländischer Fachkräfte zu erleichtern.

Diese Debatte erhält eine absurde Dimension, wenn man bedenkt, dass in Deutschland das wichtigste Reservoir für den Fachkräftenachwuchs vernachlässigt, ja nicht einmal wahrgenommen wird: die Studierenden in erster Generation. Das sind all die Studierenden, bei denen weder Mutter noch Vater studiert haben. Die Rheinisch-Westfälische Technische Hochschule (RWTH) in Aachen ist eine der renommiertesten Hochschulen Deutschlands. Dort angenommen zu werden, erfordert schon besondere Leistungen, ein gutes Examen abzulegen, erst recht. Wahrhaftig spitze ist, wer es schafft, an dieser Elite-Universität Professor zu werden. In den Ingenieurwissenschaften und der Informatik hatten das bis 2009 exakt 189 Personen geschafft, fast ausschließlich Männer. Das Erstaunliche ist: Zwei Drittel von ihnen hatten in der ersten Generation studiert. Das sei durchaus repräsentativ für die MINT-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik) an allen deutschen Hochschulen, berichten Manfred Nagl und Paul B. Hill von der RWTH Aachen in ihrem Forschungsbericht.

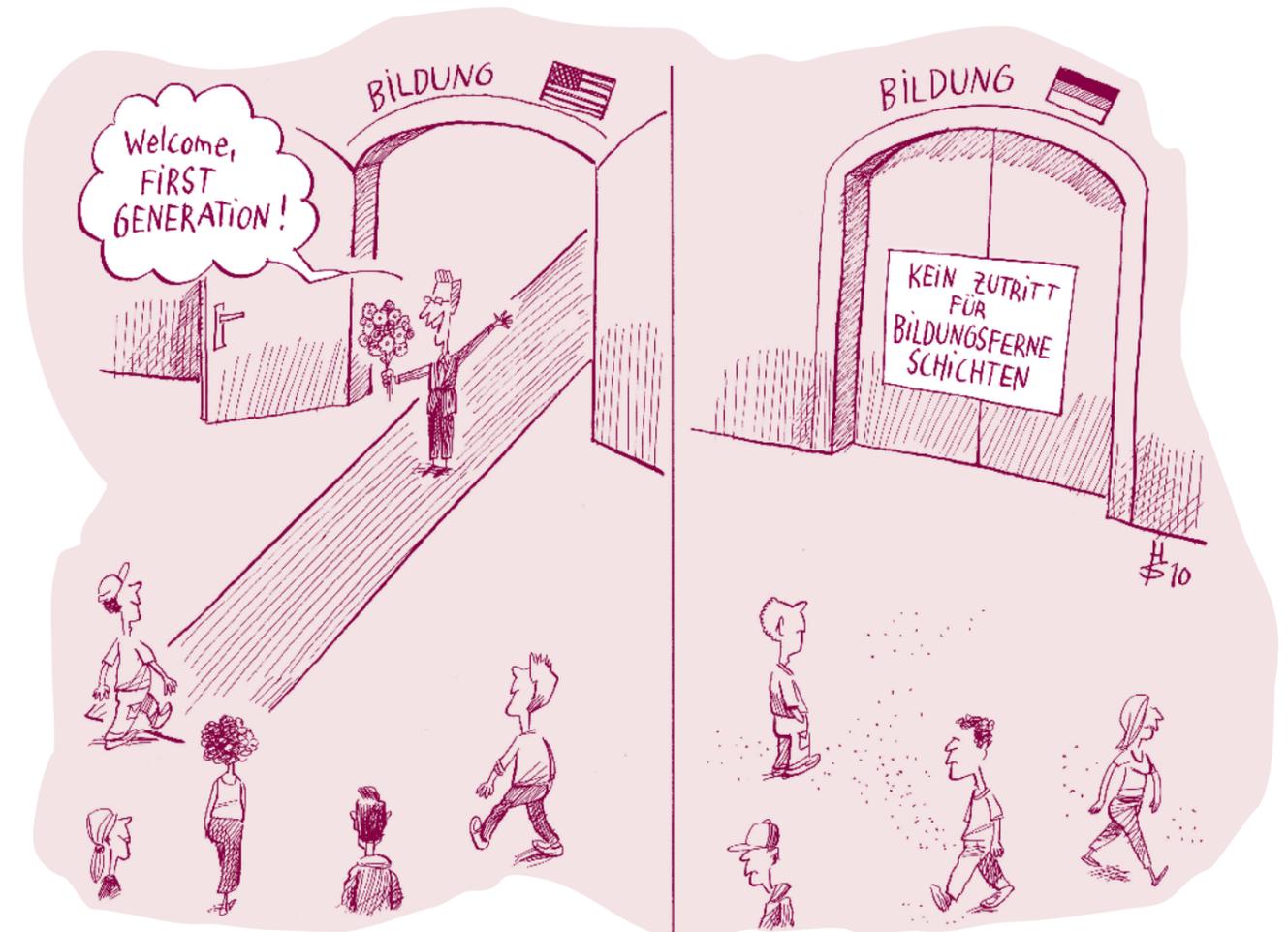
Auch bei den Studierenden der Ingenieurwissenschaften studierte jeder zweite in der ersten Generation. Der Soziologieprofessor und Elitenforscher an der Technischen Universität Darmstadt, Michael Hartmann, nennt darum die Ingenieurwissenschaften den »klassischen Einstieg in einen Karriereweg für Aufsteiger«.

Doch dieser klassische Aufstiegsweg wird seit den 1990er Jahren immer mehr verbaut. Lag der Anteil der Studierenden in erster Generation bei den Professoren der RWTH Aachen, die um 1970 herum berufen wurden, noch bei 71 Prozent, so waren es in den Jahren nach 2000 nur noch 43 Prozent. Nach Daten des Konstanzer Studierenden surveys ging bei den Studierenden in den Ingenieurwissenschaften der Anteil der Studierenden in der ersten Generation seit Mitte der 1990er Jahre um über ein Fünftel zurück. Grund dafür, so Hartmann, ist vor allem der vom Deutschen Studentenwerk immer wieder beschriebene und beklagte Bildungstrichter, der sich für Kinder aus Elternhäusern ohne höhere Bildung oder für bildungsferne Kinder mit Migrationshintergrund immer mehr verengt.

Deutschland verbaut sich mit seinem vor allem auf die Reproduktion der bestehenden Eliten ausgerichteten Bildungssystem seine Chancen auf den unabdingbar notwendigen Fachkräftenachwuchs, insbesondere den Ingenieurwachstum.

Denn in Familien mit langer Bildungstradition ist ein Studium der Ingenieurwissenschaften die Ausnahme. Das zeigt die 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks aus dem Jahr 2009 in der Aufschlüsselung der sozialen Herkunft der Studierenden nach dem Studienfach: Studierende mit »hoher« sozialer Herkunft sind in der Medizin und Zahnmedizin, in den musischen Wissenschaften, in der Psychologie und in den Literaturwissenschaften sowie in Jura überrepräsentiert. Gerade unter Medizinerinnen und Juristen ist der Anteil derjenigen, deren Eltern schon Jura oder Medizin studiert haben, traditionell sehr hoch. Der Bildungsaufstieg führt also tendenziell weg von den Ingenieurwissenschaften.

Wenn keine neuen Generationen von Studierenden nachkommen, verlieren die Ingenieurwissenschaften immer mehr



karikatur: Heiko Sakurai; Foto: Udo Hesse (Autor)

an Nachwuchs. Das ist das Problem. In Deutschland kümmert sich – außer dem Deutschen Studentenwerk – kaum jemand darum.

In Nordamerika ist das ganz anders. Das merkt man schon bei der Wortwahl: Googelt man »first generation students«, erhält man ungefähr 431 000 Einträge (ohne Anführungszeichen über acht Millionen!). Gibt man dagegen die deutsche Übersetzung »erste generation studenten« ein, werden einem ganze vier Fundstellen angezeigt. Das abwertende deutsche Unwort für die erste Generation, die »bildungsfernen Schichten«, liefert um 5000 Fundstellen (ohne Anführung um die hunderttausend Treffer). Was unterscheidet also die »first generation students« von den deutschen Studierenden aus bildungsfernen Elternhäusern?

»First generation students« – eine zukunfts zugewandte Bezeichnung voller Hoffnung und Stolz auf den erreichten Erfolg – ist der Renner in den USA und Kanada. Die Forschung zum Thema hatte gezeigt, dass die Hindernisse für die Studierenden weniger finanzieller als kultureller und familiärer Art sind, dass man sie also durch eine intensive Betreuung an den Hochschulen überwinden kann.

Auf US-Bundesebene wurden deshalb schon in den 1960er Jahren unter dem poetischen Namen »Access and Outreach« drei umfangreiche Förderprogramme zur Erleichterung des Zugangs für Erste-Generation-Studierende aufgelegt. Seither laufen die

Förderprogramme des nordamerikanischen Bildungsministeriums unter dem Namen TRIO. Alleine das Unterprogramm »Upward bound« (Unterwegs nach oben) förderte in den vergangenen Jahren mit beinahe einer Milliarde Dollar jährlich nahezu 1000 Projekte im ganzen Land. Für die unterschiedlichen Gruppen wurden spezielle Programme entwickelt und über Multiplikatoren-Programme verbreitet.

Die meisten US-Bundesstaaten und Hochschulen haben inzwischen eigene Programme entwickelt. Sie werden von privaten Sponsoren unterstützt. So hat Coca-Cola ein »First Generation Scholarship Program« gegründet, mit dem mit bisher 19 Millionen Dollar über 1000 Studierende der ersten Generation gefördert wurden.

In Deutschland geschieht dagegen nichts. Der Zusammenhang zwischen Fachkräftenachwuchs und Studierenden in der ersten Generation ist kaum bekannt. Die Lösung des Problems wird so verschlafen. Dabei gäbe es Lösungswege. Und ausreichend junge Menschen mit dem Potenzial, Akademiker der ersten Generation zu werden. ■

DER AUTOR

Wolf Wagner

66, Professor für Sozialwissenschaften und Politische Systeme im Ruhestand, Altrector der Fachhochschule Erfurt und Autor des Buchs »Tatort Universität. Vom Versagen deutscher Hochschulen und ihrer Rettung«, Klett-Cotta, 2010





»Wenn es hart auf hart kommt, schläft Martha auch schon einmal im Büro«

Baby, Brei und Bachelor

CAMPUS-ELTERN Ein Bachelor-Studium mit drei Kindern? Was unvereinbar klingt, ist durchaus möglich – und bringt sogar viel Freude. Aber dazu gehören ein geregelter Tagesablauf, harte Arbeit, Ausdauer – und Unterstützung.

VON ULLA MICHELS-VERMEULEN

Der Wecker klingelt. Es ist 6:00 Uhr und der Tag beginnt für Familie Wendland. Mutter Martina bereitet das Fläschchen für Baby Martha, deckt den Frühstückstisch und schmirt Pausenbrote für ihren Sohn. Vater Mirko weckt den achtjährigen Hugo und die dreijährige Frieda. Während Hugo sich selbstständig anzieht, gibt es erste Meinungsverschiedenheiten mit Frieda, die unbedingt ihr rosafarbenes Sommerkleid anziehen möchte. Doch draußen regnet es in Strömen. Parallel bespricht Martina schon einmal den Tagesablauf mit Hugo, der heute alleine vom Hort nach Hause kommen soll. Eine knappe Stunde später macht sie sich auf den Weg zur Uni. Und während die Lehramtsanwärterin konzentriert ihrer Vorlesung folgt, beschwichtigt Vater Mirko einen weite-

Fotos: Lars Nickel

ren Trotzanfall der Dreijährigen, wechselt Windeln, kocht einen Brei, schickt Sohn Hugo auf den Schulweg und bringt Tochter Frieda in den Kindergarten. Erst wenn seine Frau um 10:15 Uhr zurückkommt, um Baby Martha zu übernehmen, macht er sich heute, wie an jedem Dienstag während der Vorlesungszeit, auf zu seinem Arbeitsplatz an der Universität Potsdam. Obwohl er erst gegen 10:30 Uhr dort eintrifft, hat er bereits viereinhalb anstrengende Stunden hinter sich. Nun ist es an seiner Frau, sich um die acht Monate alte Tochter zu kümmern. Martina nutzt Marthas Mittagsschlaf meistens, um die Vorlesungen nachzuarbeiten, ein Refe-

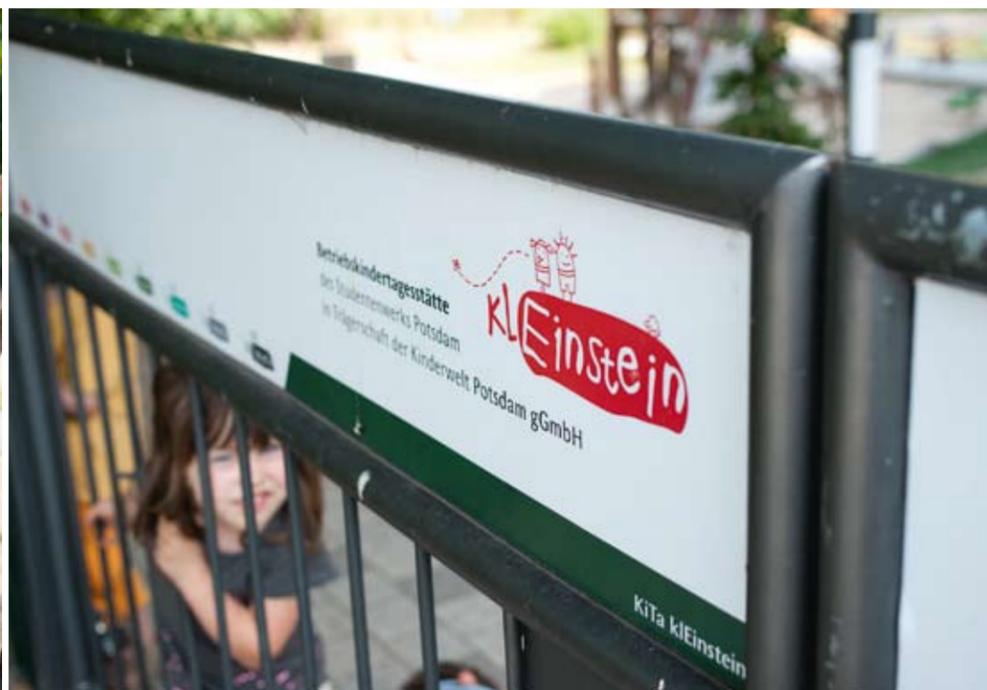


Mirko und Martina Wendland mit ihren Kindern Hugo, Frieda und Martha.

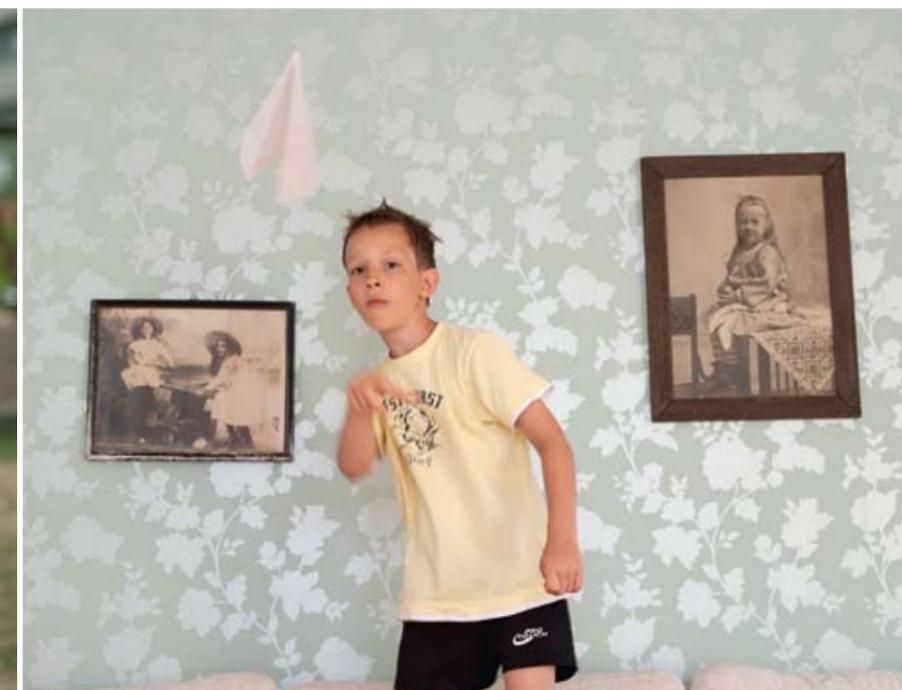




Frieda beim Klettern in der Kita »klEinstein« des Studentenwerks Potsdam.



Früh übt sich: ob als angehender Juniorprofessor oder als Flugzeugbauer. Hugo lässt Mamas alte Klausuren fliegen.



→ rat zu beginnen oder sich einen Überblick über den bevorstehenden Prüfungsstoff zu verschaffen. Die Phasen der Ruhe sind kurz mit drei Kindern, und so bedarf die Organisation des Alltags besonderer Disziplin, aber auch klarer Absprachen und Verlässlichkeit zwischen den beiden Eltern. Denn sie möchten beides: arbeiten und studieren – und das mit drei Kindern.

»Kaum zu glauben, noch vor vier Jahren war ich alleinerziehende Hartz-IV-Empfängerin, jetzt habe ich eine Familie, drei Kinder und studiere noch dazu«, freut sich die 33-Jährige. Was wie ein Wunder klingt, ist auch für Martina keine Selbstverständlichkeit, sondern ein großes Glück. Trotz Abitur auf dem zweiten Bildungsweg, Ausbildungen im Hotelfach und zur Bürokauffrau war sie früher als alleinerziehende Mutter mit Baby Hugo auf Sozialhilfe angewiesen. »Eigentlich wollte ich immer studieren, doch irgendwie habe ich mir das nie so richtig zugetraut«, bekennt die dreifache Mutter. Eine Freundin machte ihr Mut und sie ging zum Hochschulinformationstag. »Dort haben wir uns kennengelernt«, erinnern sich Mirko und Martina. Schon im zweiten Semester kam Töchterchen Frieda zur Welt, knapp zwei Jahre

später wurde Baby Martha geboren. Während Mutter Martina im zweiten Semester pausierte, unterstützte Vater Mirko sie im dritten Semester, indem er Elternzeit nahm. Der Psychologe hat eine feste Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Potsdam.

»Eigentlich wollte ich immer studieren, doch irgendwie habe ich mir das nie so richtig zugetraut«

Heute besucht die kleine Frieda die Kindertagesstätte klEinstein des Studentenwerks Potsdam. Die Betreuung von Baby Martha teilen sich die Eltern. »Wenn es hart auf hart kommt, schläft Martha auch schon einmal im Büro«, berichtet Mirko. Doch was so locker klingt, ist harte Arbeit, Selbstdisziplin

und Ausdauer. Klare Essens- und Schlafenszeiten sind notwendig, um den Studien- und Arbeitsalltag zu bewältigen.

Familie Wendland gehört zu den fünf Prozent aller Studierenden, die (mindestens) ein Kind haben. Damit waren im Sommersemester 2009 an den Hochschulen etwa 94 500 Studierende mit Kind immatrikuliert, davon 52 500 Frauen und 42 000 Männer. Dies ergab die jüngste Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks. Für diese Studie werden in regelmäßigen Abständen Studierende zu ihrer sozialen und wirtschaftlichen Lage befragt.

Studierende Eltern im Erststudium sind im Durchschnitt 31 Jahre alt und damit deutlich älter als der Durchschnitt ihrer kinderlosen Kommilitonen (24 Jahre). Ihre Studienzeiten sind länger, außerdem haben sie kaum Zeit, um neben dem Studium auch noch zu jobben. Deshalb sollen gesonderte finanzielle Zuwendungen Studierenden mit Kind helfen. Dennoch sind unstete Studienverläufe, lange Studienzeiten und hohe Abbruchquoten von Studierenden mit Kind keine Seltenheit. Maßgeblicher Grund: die Schwangerschaft selbst und die stärkere Belastung durch Kinderbe-

Fotos: Lars Nickel

treuung und Erziehung. Gerade Studierende mit Kindern unter drei Jahren (fast die Hälfte aller Kinder von Studierenden) sind von der Problematik einer angemessenen Betreuung ihrer Säuglinge und Kleinkinder betroffen.

Die Studentenwerke unterstützen Studierende und Hochschulangehörige mit Kindern durch speziell auf ihre Bedürfnisse ausgerichtete Angebote. So hat die Kita des Studentenwerks Potsdam ihre Öffnungszeiten an die Vorlesungszeiten der Hochschulen angepasst. Mit einer Regelöffnungszeit von 7:30 bis 20:00 Uhr während des Semesters und von 7:30 bis 17:00 Uhr in der vorlesungsfreien Zeit richtet sie sich nach dem Bedarf der studierenden Eltern. »Wir hängen in 14-tägigem Abstand Listen aus, in die die Eltern ihren Betreuungsbedarf eintragen. Danach richten wir unseren Dienstplan aus«, so Carmen Frank, die stellvertretende Leiterin der Kita. Zudem werden gleitende Hol- und Bringzeiten, stundenweise Betreuung sowie Informationen über andere Betreuungsmöglichkeiten angeboten. Während die Eltern sich ihrem Studium widmen, werden ihre Kleinen im Alter von zwei Monaten bis sechs Jahren in der Kita bestens betreut.

Fotos: Lars Nickel, privat (Autorin)

Eine Theaterpädagogin entwickelt Theaterprojekte mit den Kindern, die großzügig angelegten Räume laden zu vielerlei Aktivitäten ein. Sogar eine Kinder-Sauna hat das Studentenwerk Potsdam. Diese, so hofft Martina, wird das Immunsystem ihrer Kinder im nächsten Winter stärken, damit keine längeren Unterbrechungen durch Krankheiten mehr entstehen. Doch nicht alleine die Ausstattung, sondern auch die Atmosphäre in dieser Kita ist hervorragend. »Nichts beruhigt einen mehr, als wenn man sein Kind gut untergebracht weiß«, so Mirko.

Karolin Kozur von der Sozialberatung des Studentenwerks Potsdam rät zu einer sorgfältigen Planung des Studiums, angefangen bei der Wahl der Lehrveranstaltungen bis hin zum Nebenjob. Dafür sei es ebenfalls wichtig, sich im Vorfeld über die rechtlichen und finanziellen Möglichkeiten zu informieren. Martina Wendland ist überzeugt, dass auch seitens der Universität Entlastung für junge Eltern geschaffen werden

kann: »Mehr frühe Veranstaltungen ab 8:00 Uhr wären gut«. Für sie wäre es außerdem wünschenswert, das Veranstaltungsprogramm zu strecken und Angebote auf die gesamte Woche zu verteilen, anstatt sie auf Montag bis Mittwoch oder maximal Donnerstag zu pressen. Sinnvoll seien zudem weniger Anwesenheitspflichten, verbunden mit mehr Möglichkeiten, sich den Stoff selbstständig zu erarbeiten.

Viel ist schon auf den Weg gebracht worden in den vergangenen Jahren. Doch die Verbesserungswünsche sollten angehört werden, damit bald noch viel mehr Studierende denken wie die Eltern Wendland: »Im Studium Kinder zu kriegen ist toll«. ■

DIE AUTORIN

Ulrike Michels-Vermeulen

43, Diplom-Psychologin, hat eine eigene Praxis für Psychotherapie und Integrative Lerntherapie in Kleinmachnow bei Berlin



Die Mensa-Mannschaft

GOURMET-FREUDEN Alle reden von der Exzellenzinitiative – wir reden von exzellentem Essen. Diese Menschen stehen hinter den besten Studentenwerk-Mensen, die die Leser des Magazins UNICUM gewählt haben.



Ob Geschmack, Service oder Auswahl – in diesen drei Kategorien haben diese fünf gastronomischen Einrichtungen beim Wettbewerb »Mensa des Jahres« bundesweit am besten abgeschnitten. Das Essen kann aber nur so gut sein wie die Küchenteams, die es zubereiten und die hinter der Theke für einen reibungslosen Ablauf von Planung, Einkauf, Vorbereitung, Ausgabe und Reinigung sorgen. Die abgebildeten Teams sind fünf von 762 in Mensen, Cafeterien, Restaurants, Bistros und Kaffeebars der Studentenwerke im gesamten Bundesgebiet. Im vergangenen Jahr haben sie 85 Millionen Essen zubereitet.

Heidelberg: fröhlich

Freundlich, frisch und fröhlich – so präsentiert sich nicht nur die Zeughaus-Mensa im Marstall, sondern auch ihre Mannschaft. Das 24-köpfige Team um Küchenchef Dieter Maluschke hat Spaß an der Arbeit – und das schmeckt man. In der Zeughaus-Mensa werden täglich 2100 Essen zubereitet. Diese Mensa ist auch eine Bar, ein Club und eine Location für zahlreiche kreative Veranstaltungen.

Marstallhof 3, 69117 Heidelberg
→ www.studentenwerk-heidelberg.de



Rostock: rockig

Ob Kochen oder Banjo spielen – in der Küche der Mensa Süd geht es rockig zu. Andrea Jarchow und ihre vier Mensa-Männer kochen täglich bis zu 3000 Portionen. Sie haben tatkräftige Unterstützung: Hinter der Köchin und den vier Köchen steht ein 31-köpfiges Team. In der Mensa zaubern sie täglich auch ein veganes Gericht. Besonders beliebt ist die Vital-Theke. Hier werden die Speisen schonend und fettarm zubereitet.

Albert-Einstein-Str. 6a, 18059 Rostock
 → www.studentenwerk-rostock.de

Kassel: fetzig

Im Bistro K10 wirbelt nicht nur das Gemüse durch die Luft, sondern auch die siebenköpfige Mannschaft um Tim Sichteremann. Es zaubert pro Tag durchschnittlich 1000 Gerichte mit lustigen Namen wie »Fetzige Putenschnitzel in Kokospanierung auf fruchtig-sommerlicher Pina-Colada-Creme« – übrigens der Renner im vergangenen Sommersemester.

Henschelstraße 2, 34127 Kassel
 → www.studentenwerk-kassel.de



Bielefeld: jugendlich

In der Mensa AZ kocht die Jugend. Pro Jahrgang bildet das Studentenwerk hier vier Jugendliche zum Koch/zur Köchin aus. Zwei von ihnen haben ihre Ausbildung bereits abgeschlossen: Christoph Wilczek und Tobias Siekmann. Gemeinsam mit dem Küchen-Team um Chef Stefan Gehring verwöhnen sie ihre Studierenden oft und gerne mit besonderen Eigenkreationen. Pro Tag bereiten sie durchschnittlich 1000 Gerichte zu.

Kurt-Schumacher-Straße 6, 33615 Bielefeld
 → www.studentenwerkbielefeld.de



Dresden: gigantisch

Der »Chef de Cuisine« ist Herr über gigantische Küchengeräte, zum Beispiel die Bain-Maries. Diese benötigt Michael Kittner mit seinem Team aus 90 Kolleginnen und Kollegen für die 5500 Gerichte, die in der Alten Mensa Dresden täglich zubereitet werden. Diese Mensa wurde 1925 als eines der ersten deutschen Studentenhäuser eröffnet. P. S. Bain-Marie ist übrigens Französisch und heißt Bad der Marie – das bedeutet Wasserbad.

Mommensenstraße 13, 01069 Dresden
 → www.studentenwerk-dresden.de

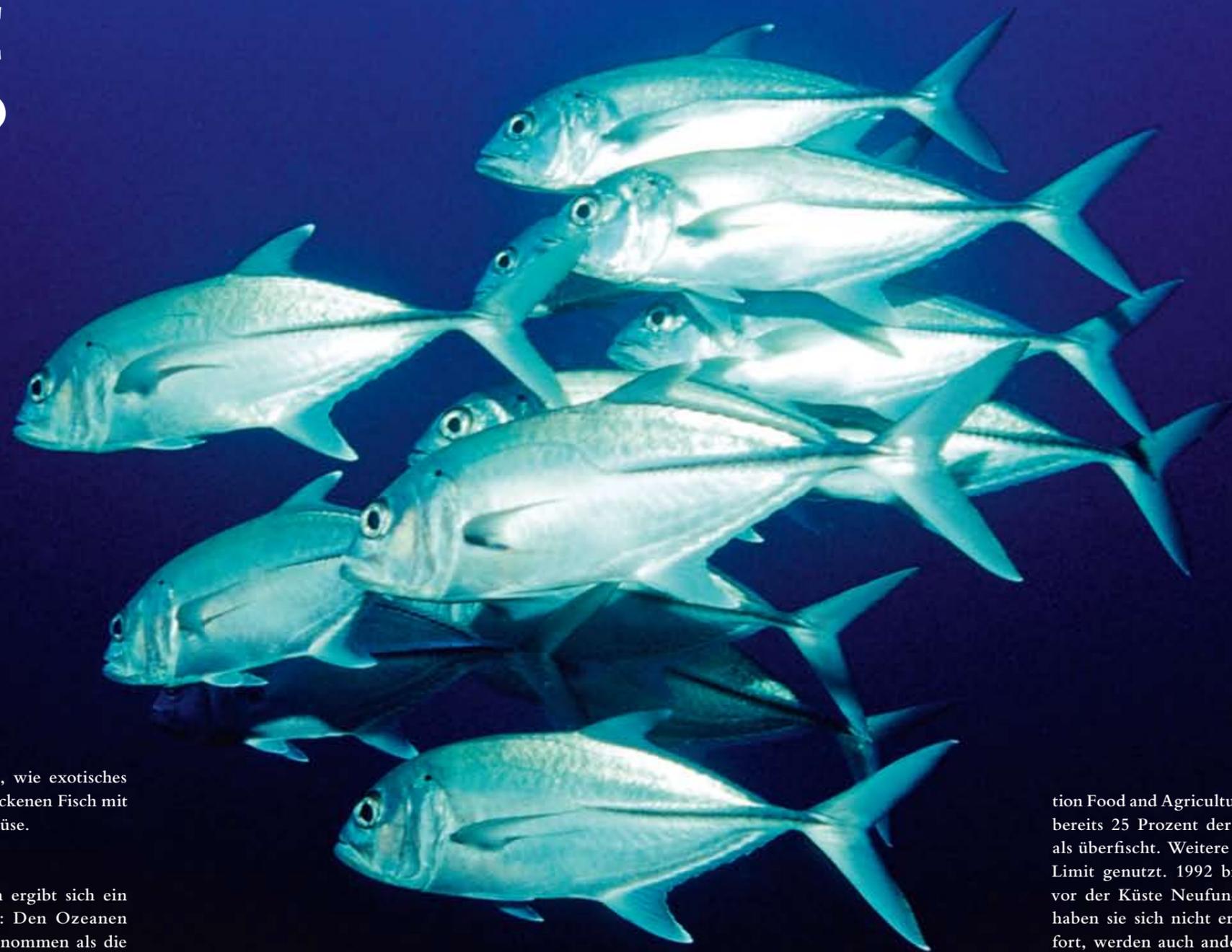


Fotos: Sandra Kühnapfel (Seite 20-23)

Wie lange gibt es noch Fisch?

NACHHALTIGKEIT Viele Generationen von Studierenden hat sie satt und glücklich gemacht: die »Panzerplatte«, Seelachsfilet mit Kartoffelsalat und Remouladensoße. Doch die Meere sind bald leergefischt – und nachhaltiger Fischkonsum ist schwierig. Dass er dennoch möglich ist, zeigen die Studentenwerke.

VON JÖRG-MARKUS ZUR OVEN



Fisch wird immer beliebter

Deutsche Verbraucher essen pro Kopf und Jahr rund 16 Kilogramm Fisch – Tendenz steigend. Von den 110 Millionen Tonnen Speisefisch, die für den menschlichen Verzehr gedacht sind, stammen 53 Prozent aus wildlebenden Fischbeständen. 47 Prozent werden in kontrollierter Aufzucht, so genannten Aquakulturen, gezüchtet. In den Mensen der Studentenwerke werden pro Jahr circa 850 Tonnen Fisch über die Theke gereicht. Neben den beliebten Sorten Rotbarsch und Seelachs gehören Lachs, Thunfisch und Pangasius sowie Hoki, Tintenfisch und Limanden zum Angebot. Neben dem Klassiker »Panzerplatte« zaubern

die Köche moderne Gerichte, wie exotisches Fischcurry oder im Ofen gebackenen Fisch mit gegrilltem mediterranen Gemüse.

Misstand Überfischung

Aus dem steigenden Konsum ergibt sich ein dramatisches Missverhältnis: Den Ozeanen wird deutlich mehr Fisch entnommen als die Natur produzieren kann. 82 Millionen Tonnen Fisch werden jährlich aus den Meeren gefischt. Das sind viermal mehr als noch vor 50 Jahren. Viele Fischbestände sind seit Jahren rückläufig: Nach Angaben der Welternährungsorganisa-

tion Food and Agriculture Organization (FAO) gelten bereits 25 Prozent der wildlebenden Fischbestände als überfischt. Weitere 50 Prozent werden bis an ihr Limit genutzt. 1992 brachen die Kabeljaubestände vor der Küste Neufundlands zusammen. Bis heute haben sie sich nicht erholt. Setzt sich dieser Trend fort, werden auch andere beliebte Fischarten schon bald aus den Ozeanen – und von den Speiseplänen – verschwinden. →



→ Die Macht der Anbieter und Verbraucher

Ein Umdenken hin zu mehr Nachhaltigkeit ist gefordert, damit wir Fisch aus dem Meer auch in Zukunft genießen können. Das bedeutet, dass der Käufer zukünftig mehr darauf achten sollte, Fisch zu kaufen, bei dem sichtbar ist, dass die Bestände erhalten werden und die Umwelt geschützt wird. Ziel ist das Aufrechterhalten oder die Wiederherstellung gesunder Populationen sowie das Intakthalten der betroffenen Ökosysteme. Die zertifizierten Fischereien entwickeln effektive Fischereimanagementsysteme und arbeiten konsequent danach. Sie berücksichtigen alle wichtigen biologischen, technischen, wirtschaftlichen, sozialen, ökologischen und kommerziellen Aspekte. Zudem halten sie alle geltenden lokalen und nationalen Gesetze, Normen sowie internationalen Übereinkünfte und Abkommen ein.

Auch für den Fischmarkt gilt: Angebot und Nachfrage bestimmen den Markt. Die Köche und Einkäufer sind nicht machtlos, sondern sie können mit ihrer Kaufentscheidung bewusst etwas gegen die Überfischung tun. Wer Fisch aus nachhaltigen Quellen kauft, trägt dazu bei, dass ein Bewusstsein für ökologischen Fischfang wächst – und dass sich schließlich die Fischbestände erholen.

Verantwortungsbewusster Fischeinkauf

Zugegeben: Verantwortungsbewusster Fischeinkauf ist nicht ganz einfach. Er erfordert enorm viel Aufwand und Expertise. Allein im Nordostatlantik gibt es vom Kabeljau 13 verschiedene Bestände. Diese befinden sich in ganz unterschiedlichen Zuständen: Einige Bestände sind gesund und gut erhalten, andere stark gefährdet. Damit der Einkäufer sich bewusst für einen Kabeljau aus ökologisch korrektem Fischfang entscheiden kann, müsste er Folgendes wissen: Aus welchem Fanggebiet stammt dieser Kabeljau, in welchem Zustand ist der jeweilige Bestand, mit welchem Gerät wurde der Kabeljau gefangen, welche Auswirkungen hat dieses Gerät auf den Meeresboden und andere Meerestiere, wie kann der Käufer sicher sein, dass sein Fisch aus einer nachhaltigen Fischerei stammt? Erschwerend kommt hinzu, dass es zu diesen Einflussgrößen unterschiedliche Aussagen von Umweltverbänden wie Greenpeace und dem World Wildlife Fund (WWF) gibt.

MSC-Siegel schafft Orientierung

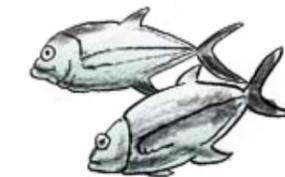
Wie können Gastronomen nachhaltig gefangenen Fisch erkennen? Trotz gewisser Abweichungen bieten die Übersichten und Einkaufshinweise von Greenpeace



Fotos: WalterFrame/Strandperle (Seite 24-25), Wolfgang Mücke/fotolia, Kate Davison/Greenpeace, allOver images/Strandperle, Photocuisine.de/Renaudin(rechts); Illustrationen: Dominik Herrmann



82 Millionen Tonnen Fisch werden jährlich aus den Meeren gefischt. 850 Tonnen davon werden in den Studentenwerken über die Theke gereicht. Die beliebtesten Sorten sind Rotbarsch und Seelachs.



und vom WWF eine gute Orientierung. Eine weitere Hilfe ist das Siegel vom Marine Stewardship Council (MSC): Es kennzeichnet nachhaltig gefangenen Fisch. Damit zeigt es dem Verbraucher auf einen Blick, welchen Fisch er bedenkenlos kaufen kann. Der MSC ist eine gemeinnützige

»25 Prozent der wildlebenden Fischbestände gelten als überfischt. Deshalb bieten bereits 16 Studentenwerke auch Fisch aus nachhaltiger Fischerei an«

und unabhängige Organisation, deren Ziel es ist, wildlebende Fischbestände langfristig zu sichern. Das MSC-Siegel wird nur an Fischereibetriebe verliehen, die sich der nachhaltigen Fischerei verpflichten und die Rückverfolgbarkeit sicherstellen. Sie müssen dafür sorgen, dass sich die Bestände regenerieren können und somit ausreichend Fisch für die Zukunft vorhanden ist, dass Meeressäuger und Wasservogel geschützt werden und dass der Lebensraum Meer in seiner Vielfalt erhalten bleibt. Im Rahmen einer freiwilligen, unabhängigen und wissenschaftlich fundierten Prüfung müssen die Fangbetriebe zeigen, dass sie diese Kriterien erfüllen. Auch alle Unternehmen, die den Fisch verarbeiten, müssen nachweisen, dass er tatsächlich von einer Fischerei stammt, die nach dem MSC-Standard zertifiziert ist.

Nachhaltigkeit in der Hochschulgastronomie

Den Trend zu mehr Nachhaltigkeit gibt es auch in der Gemeinschaftsgastronomie. Nach den Ergebnissen der Studie »GV Barometer« des Marktforschungsunternehmens Synovate erachten 75 Prozent der Köche im Bereich Business und 66 Prozent im Bereich Care das Thema Nachhaltigkeit als wichtig.

Auch viele Studentenwerke zeigen, wie sich nachhaltig gefangener Fisch in den Mensa-Speiseplan integrieren lässt. Seit 2009 bieten beispiels-

weise das Studentenwerk Frankfurt am Main und das Studentenwerk Karlsruhe sowie das Kölner Studentenwerk Fisch mit MSC-Siegel an. Dafür haben sich die Mensen nach dem Produktketten-Standard des MSC zertifizieren lassen – ein Vorgang, der mit hohem zeitlichen und finanziellen Aufwand verbunden ist. Bereits jetzt setzen 16 Studentenwerke auch Fisch aus nachhaltiger Fischerei ein.

Die Qual der Wahl

Das Studentenwerk Frankfurt am Main zum Beispiel bietet die Wildfangsorten Hoki, Hering, Seelachs und Wildlachs ausschließlich mit MSC-Siegel an. Neben dem MSC-Fisch gibt es weiterhin konventionell gefangenen Fisch oder Zuchtfisch. Die Mensa-Kunden erkennen die Fischgerichte mit zertifiziertem Fisch am blauen MSC-Logo auf dem Speiseplan. »Die Studierenden können mit der Wahl ihres Menüs nachhaltigen Fischfang unterstützen«, freut



Das Endprodukt: gratiniertes Fischfilet.



sich Geschäftsführer Konrad Zündorf. Die Studierenden wissen diese Möglichkeit zu schätzen: In zahlreichen Gesprächen und E-Mails haben sie das Engagement ihres Studentenwerks gelobt.

Nachhaltiger Fischkonsum ist schwierig – aber nicht unmöglich. Sowohl Einkäufer als auch Konsumenten können mit dem Kauf von zertifiziertem Fisch dazu beitragen, die Meere vor Überfischung zu schützen und beliebte Fischarten vor dem Aussterben zu retten. Dann können auch die nächsten Generationen von Mensabesuchern immer freitags ihre geliebte »Panzerplatte« mit gutem Gewissen genießen. ■

Blaue Stunde



FOTOKUNST Ein Studienanfänger und ein alter Buick vor einem eingerüsteten Studentenwohnheim. Der Fotograf Philipp Schumacher verzaubert mit seiner Großbildkamera. Das DSW-Journal zeigt, wie seine Kunstobjekte entstehen.

VON ANGELA VON WIETERSHEIM

Unbeholfen steht der junge Mann mit Ranzen und Schultüte inmitten des zweckmäßigen Wohnheim-Mobiliars. Gerade ist er in seine neue Studentenbude eingezogen. Das Bett ist schon bezogen, aber das Bücherregal bis auf ein paar Lexika noch leer. Sein neuer Bewohner wirkt noch nicht recht angekommen. Während Mama im Auto wartet, trägt Papa dem Jungen die Koffer ins Zimmer. Abschied ist spürbar.

Foto: Philipp Schumacher

Eltern, die ihr Kind zum Studentenwohnheim bringen, ihm beim Umzug in ein neues Leben helfen. Eine alltägliche Szene – würde sie nicht draußen auf dem Parkdeck vor einem eingerüsteten Gebäude spielen. Dort ist es dunkel, Nebel ist aufgezo- gen, fahles Licht fällt durch die Bäume und spiegelt sich in den Pfützen auf dem Asphalt.

Knochenjob auf dem Parkplatz

»Das war's«, ruft der junge Mann hinter der Großbildkamera, nachdem er ein letztes Mal auf den Auslöser gedrückt hat, und die Szenerie – vertraut und unreal zugleich – löst sich auf. Menschen laufen umher, rollen Kabel auf, beginnen, große Schweinwerfer abzubauen. Zwei Tonnen Material werden sie an →

→ diesem Abend noch bewegen. Körperliche Schwerstarbeit für ein Kunstwerk. Denn aus diesem Grund sind sie hier, Philipp Schumacher und sein Team, um zweiundzwanzig Uhr auf dem verlassenen Parkplatz eines Wohnheims des Studentenwerks Essen-Duisburg. Es geht um »Lichtbild No 15«.

Sechs Monate Vorbereitung, dutzende Telefonate, Absprachen und Genehmigungen, mehrere Ortsbegehungen, zehn Stunden Aufbau und dreißig Minuten Fotografieren braucht es für die sechzehn Aufnahmen, aus denen Schumacher schließlich »Lichtbild No 15« generieren wird. Lange vorher ist »No 15« bereits in seinem Kopf entstanden. Beim Fotografieren überlässt er nichts dem Zufall. Der Ort, die Ausstattung, der Bildausschnitt – alles ist genau festgelegt.

Vierhundert Kilo Lichttechnik

Der Nebel kommt aus der Maschine, die Pfützen aus dem Schlauch, das Licht ist künstlich. Ein Grund, warum Philipp Schumacher gerne bei Einbruch der Nacht fotografiert. Nur dann lassen sich die Lichtquellen weitgehend kontrollieren. Für die artifizielle Lichtstimmung von »No 15« haben Schumacher und seine Helfer heute Morgen rund vierhundert Kilo – Scheinwerfer, Transformatoren und Kabel – in den sechsten Stock eines der drei Wohnheimflügel in der Duisburger Kammerstraße gewuch-



Hollywood in Duisburg: Unmengen von Technik, Hunderte von Scheinwerferfolien, ...



... Darsteller und viele engagierte Helfer hinter der Kamera.



tet und aufgebaut. Genau nach Beleuchtungsplan.

Beim Licht geht es dem Fotografen aber nicht allein ums Kalkül. Ihn fasziniert die Stimmung, die besondere Atmosphäre der blauen Stunde, der kurzen Zeit zwischen Sonnenuntergang

und völliger Dunkelheit. Die Minuten, in denen Farben und Kontraste schwinden und die Welt in ein unwirkliches, blaues Licht tauchen.

Was 2007 mit »Lichtbild No 1« und relativ einfachen technischen Mittel anfang, hat inzwischen den Umfang einer Filmproduktion erreicht. Nicht nur die technische Ausstattung ist XXL, die Kamera und die Filme sind es auch. So groß wie ein Blatt Papier ist jedes einzelne Dia. Kosten: rund zwanzig Euro pro Schuss. »Alleine für das Bildmaterial kommt viel Geld zusammen. Da überlegt man sich jede einzelne Aufnahme«, lacht Schumacher. Allerdings erlaubt das große Format auch nur ein langsames, präzises Arbeiten. Aber genau das gefällt dem Sechszwanzigjährigen: »Ich mag das entschleunigte Fotografieren mit der großen Kamera.«

Große Klappe für großes Kino

XXL sind ebenfalls die Belichtungszeiten: bis zu dreißig Sekunden pro Aufnahme. Zeit sollte auch

der Betrachter mitbringen. Für die vielen, gestochen scharfen Details, die die Arbeiten erst beim genauen Hinschauen offenbaren. »Ich will mit meinen Bildern nicht einfach nur Vorgefundenes dokumentieren. Ich will erzählen«, sagt Schumacher. Am Anfang ging es ihm um das Ruhrgebiet, seine Bewohner: »Das letzte Abendmahl« mit Bergleuten oder die nächtliche Ruhrgebietssilhouette mit Menschen, die darauf schauen wie einst bei Caspar David Friedrich in den Sonnenuntergang. Mit der Zeit sind die Bilder immer komplexer geworden. Als »One Shot Movies« bezeichnet Schumacher seine inszenierten Fotografien. In einem einzigen Bild verdichtet sich bei ihm eine ganze Geschichte. Der Betrachter wird Augenzeuge einer inhaltlich aufgeladenen Szene. Das weitere Kino liegt jetzt in seinem Kopf.

Anfang und Abschied

»Lichtbild No 15« erzählt vom Schritt von der Schule ins Studium, vom Elternhaus in eine eigenständigere

Existenz. Das Bild bannt den Moment zwischen dem Auszug aus dem alten und dem Einzug in das neue Leben. Auch

»Ich will mit meinen Bildern nicht einfach nur Vorgefundenes dokumentieren. Ich will erzählen«

die Gebäudekulisse im Hintergrund des Bildes spiegelt diesen Augenblick des Übergangs. Eingerüstet und im Umbau, wartet das Wohnheim des Studentenwerks Essen-Duisburg in ähnlicher Weise auf ein neues Dasein. Solche

Umbruchsituationen, dieses Gefühl des »In-Between« sind jedem vertraut. Philipp Schumacher erzählt über das Surreale hinaus alltägliche Geschichten und berührt damit die Menschen.

Die Szene, die Philipp Schumacher hier mit seiner Kamera festhält, kennt er selbst sehr genau. Allerdings liegt sie schon eine Weile zurück. Sein Studium – Kommunikationsdesign an der Technischen Kunstschule in Hamburg – hat er inzwischen fast beendet und arbeitet in Krefeld in einem eigenen Fotostudio. Seine aufwändigen künstlerischen Arbeiten finanziert er mit kommerziellen Fotografien. Die Liste seiner Auftraggeber ist lang. Für das Studentenwerk Essen-Duisburg hat er schon 2007 fotografiert. »Es fing mit dem Titelbild für den Studierendenkalender »DuETT« an«, erzählt Petra Karst, Pressereferentin des Studentenwerks. Der Jungfotograf war ihr damals bei einer Ausstellung aufgefallen. Als jetzt das Wohnheim in Duisburg mit Mitteln aus dem Konjunkturpaket II saniert werden konnte, sei ihr die Idee gekommen, mit dieser ungewöhnlichen Location etwas zu machen.

Auf dem Parkplatz in der Kammerstraße ist es inzwischen Nacht geworden. Die Technik ist wieder im LKW verstaut. Am nächsten Tag geht die Arbeit an »Lichtbild No 15« weiter. Philipp Schumacher wird die Filme entwickeln, scannen, auf den Rechner laden und die einzelnen Bilder übereinanderlegen. Später wird Studentenwerkschef Jörg Lücken »No 15« ankaufen. Ein Abzug wird in seinem Büro hängen, ein weiterer im Foyer der Wohnheimabteilung. Die Fotografie wird sogar auf der »Ruhr.2010« in der Zeche Zollverein zu sehen sein.

Herauskommen wird eine gestochen scharfe Aufnahme von eindringlicher Plastizität und Tiefe. Sie ist von einem unheimlichen, einsamen Blau.

→ www.philipp-schumacher.com

KOMPAKT STUDENTENWERK ESSEN-DUISBURG

Das Studentenwerk Essen-Duisburg bietet seinen Studierenden 2454 Zimmer in 15 Wohnheimen an den beiden Standorten an. 2009 zogen 1900 Studierende neu in die Wohnheime. Für die meisten ist es auch die erste eigene Wohnung. Am beliebtesten sind Einzelappartements. Hierfür gibt es eine Warteliste von zwei Semestern. Schneller geht's bei Wohnheimen mit Wohngemeinschaften oder Zimmern mit gemeinsamer Küche und Sanitäranlagen. Zwei Wohnheime, darunter das in der Kammerstraße, werden derzeit mit Mitteln des Konjunkturpakets II saniert.

→ www.studentenwerk.essen-duisburg.de

Fotos: Jürgen Schulz, Petra Karst (rechts)

Fotos: Jürgen Schulz (oben links), Petra Karst

Adelige Mensa

STUDENTENWERK TÜBINGEN-HOHENHEIM Einst ein vornehmes Hotel – und Alois Alzheimer wohnte hier: die Mensa Prinz Karl in Tübingen. Eine Spurensuche von Alexander Knaak.

EIN HAUS ERZÄHLT SEINE GESCHICHTE

Die deutschen Studentenwerke teilen die wechselvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts. Gegründet nach dem Ersten Weltkrieg, gleichgeschaltet im Nationalsozialismus, wurden die westdeutschen Studentenwerke nach 1945, die ostdeutschen nach der Wende 1990, neu gegründet. Am Beispiel von Studentenwerks-Häusern wird diese Geschichte lebendig.

Tübingen polarisiert. Die Einen spotten über das Mittelalter-Disneyland am Neckar, die Anderen bewundern die umfassend erhaltene und überwiegend perfekt sanierte Fachwerk-Altstadt über dem Neckar. Mitten drin in dieser Historien-Nekropole liegt in einem der schöneren frühneuzeitlichen Bürgerbauten Tübingens, die – zumindest was die Gebäudegeschichte angeht – vermutlich älteste »Studentenspeise-Einrichtung« Deutschlands: Das um die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert errichtete Haus der heutigen Mensa Prinz Karl samt angeschlossener Studentenwohnheim.

Ein Hafen in der Gasse?

Der Name der vor dem Gebäude entlanglaufenden Straße gibt erste Aufschlüsse über die historischen Hintergründe hier im nördlichen Teil des Fachwerk-Refugiums: Sie heißt Hafengasse. Wer nun an maritime Handelsplätze, offenes Meer und karibische Piraten denkt, liegt falsch. Hafen meint im Schwäbischen Krug, die Hafengasse in Tübingen verlief durch das Töpferviertel der aufstrebenden Handels- und Wissensmetropole.

Der Standort

Im Handwerkerviertel wurde um die Wende zum 16. Jahrhundert

trotz der ansonsten drangvollen Enge in der Altstadt ein prachtvolles, geräumiges Bürgerhaus errichtet. Es befand sich längere Zeit im Besitz der Familie Bayer, so dass auch die Bezeichnung »Bayerische Behausung« für das Gebäude überliefert ist. Aus dieser Zeit stammen auch die 2001 hinter neun Putzschichten freigelegten Grisaillemalereien aus dem 17. Jahrhundert. Auf ihnen ist ein Wachposten mit Lanze und Brotbeutel zu sehen – also einigermassen passend für eine Mensa. Die Grisailen kann man heute hinter Glas im ersten Stock des Gebäudes bewundern.

Berühmte Gäste

Das geräumige Haus diente auch schon in vergangenen Jahrhunderten der Unterbringung auswärtiger Studiosi. Unter den vielen berühmten zeitweiligen Bewohnern hat sich einer erfolgreich gegen das Vergessen gestemmt, und das gleich in mehrfacher Hinsicht: Alois Alzheimer, der Anfang des 20. Jahrhunderts hier am Neckar während einer Fachtagung erstmals öffentlich die nach ihm benannte Demenz-Erkrankung wissenschaftlich beschrieb, wohnte in den 1880er Jahren einige Monate im Gebäude.

Das Hotel

Die Unterbringung von Gästen wurde um die Wende zum 20. Jahrhundert dann auch der Hauptzweck des Gebäudes. Erst erfuhr es eine umfassende Sanierung, dann annoncierte man ab 1898, dass Gästezimmer »wohlfeil« zu haben seien; der Name des Hauses lautete nun – nach einem württembergischen Königspross – »Hotel Prinz Carl«. Als eines der vornehmsten Häuser am Platz bestand es bis zum Ende des Ersten Weltkriegs.

Studentenspeisung

Die wirtschaftliche Notlage nach dem Ende des »Völkerringens« ließ eine Fortführung des Hotelbetriebs nicht zu. Gleichzeitig war – angesichts der Notlage der Studiosi – wie in zahllosen anderen deutschen Universitätsstädten auch in Tübingen ein Verein gegründet worden, der es sich zur Aufgabe machte, den Universitätszöglingen warme Mahlzeiten zu günstigen Preisen zur Verfügung zu stellen. Um auch das drängende Unterbringungsproblem im Städtchen zu lindern, plante man die Einrichtung eines Studentenwohnheims mit integrierter Studentenspeisung. Gesagt – getan. Der Verein kaufte den zwischenzeitlich leerstehenden »Prinz Karl«, und ab April 1921 konnten nun 700 Studierende pro Tag dort preiswert zu Mittag essen.



Mitte der 1950er Jahre musste man vor der Mensa Prinz Karl noch für ein Mittagessen Schlange stehen, heute geht es dank einer modernen Essensausgabe schneller.



Der Hotelbetrieb lief nebenher weiter, allerdings eingeschränkt, denn aus den meisten Zimmern waren mittlerweile Büroräume geworden.

»Drittes Reich«

Der Verein nannte sich 1930 in »Tübinger Studentenwerk« um und baute die »Studentenspeisung« 1934 – kurz nach der gerade auch in den Akademikerkreisen Tübingens begeistert begrüßten NS-Machtübernahme – in eine Vollgaststätte um. Allerdings blieb das preiswerte Mittagsangebot nur bis 1938 bestehen, dann setzten die NS-Machthaber dem ein Ende. Studierende sollten gegenüber

den übrigen »Volksgenossen« nicht länger bevorzugt werden und nun die regulären Preise bezahlen. Angesichts von Wiederaufrüstung und Reichsarbeitsdienst hatte die Zahl der Studierenden aber stark abgenommen, so dass auch diese Maßnahme auf keinen großen Protest stieß. Ebenso wenig konnte die Auflösung der einzelnen Studentenwerke und ihre Zwangsvereinigung im »Reichsstudentenwerk« noch größeren Unmut erzeugen. Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs wurde der Universitätsbetrieb schrittweise reduziert und im Frühjahr 1945 schließlich ganz eingestellt.

Nachkriegszeit

Am 19. April 1945 war der Zweite Weltkrieg für Tübingen beendet. Die Stadt wurde an diesem Tag von französischen Einheiten befreit und im »Prinz Karl« eine Übernachtungsstätte der Trikolore-Truppen eingerichtet. Das Gebäude selbst wurde 1952 dem Land übertragen, die Nutzungsrechte landeten beim mittlerweile wiedergegründeten Studentenwerk Tübingen, das nun das Gebäude sanierte und im »Prinz Karl« noch im selben Jahr wieder eine Mensa eröffnete. Die Gäste- beziehungsweise Wohnheimzimmer verfügten nun erstmals über fließendes Wasser und Telefon. Schon bald wurden die Räume beliebte Partylocation für die einen Ausgleich zum Paukerei-Alltag suchenden Studierenden. Im Haus wurde 1977 auch der Verein »Jazz im Prinz Karl« gegründet, der hier Konzerte mit großen Namen der Szene veranstaltete (mittlerweile aber ins vorstädtische »Sudhaus« abgewandert ist).

Gegenwart und Zukunft

Vier Jahrzehnte später war eine erneute Sanierung des Gebäudes fällig. Diese vollzog sich in mehreren Etappen. Als erstes war ab Oktober 2000 die Mensa

dran, die grundlegend erneuert wurde. Bis 2006 konnten auch die Gästezimmer saniert werden, die nunmehr den Stipendiaten der Landesstiftung Baden-Württemberg für ihren Aufenthalt in Tübingen zur Verfügung stehen. Das gastronomische Angebot in der runderneuten Mensa mit angeschlossener Cafeteria findet nach wie vor großen Anklang. Der »Prinz Karl« ist nunmehr für die nächsten Jahrzehnte gerüstet, um den Studierenden mit Speis und Trank das immer weniger lustvolle, von Bachelor- und Master-Stundenplänen überfrachtete Studium zumindest in puncto Nahrungsaufnahme zu erleichtern. Bevölkert wird der »Prinz Karl« traditionsgemäß hauptsächlich von den die Altstadt dominierenden Geisteswissenschaftlern, von Philosophen, Kunsthistorikern und Theologen – die Naturwissenschaften sind mittlerweile außerhalb der Kernstadt untergebracht, die Juristen in der Neustadt. ■

Fotos: Studentenwerk Tübingen-Hohenheim, Schwäbisches Tagblatt, privat (Autor)

IN ZAHLEN	MENSA & CAFETERIA PRINZ KARL
	2001 bis 2006 für 1,8 Millionen Euro saniert, Servicefläche 230 Quadratmeter, pro Tag rund 1 000 Essen, Gebäude erbaut Ende des 15. Jahrhunderts, Nutzung als Studentenspeisung und Wohnheim seit 1920, damalige Kapazität 700 Essen pro Schicht, 200 Sitzplätze, Kapazität heute nominell 230 Plätze, Mensa und Cafeteria. → Mensa & Cafeteria Prinz Karl, Hafengasse 6, 72070 Tübingen
	Studentenwerk Tübingen-Hohenheim Rund 44 300 Studierende an den Hochschulstandorten Tübingen, Stuttgart-Hohenheim, Reutlingen, Nürtingen, Rottenburg, Sigmaringen, Albstadt-Ebingen und Trossingen mit insgesamt zwölf Hochschulen, 357 Beschäftigte, 26 Millionen Euro Jahresumsatz, 43 Wohnanlagen mit 5 400 Wohnheimplätzen, 23 Mensen und Cafeterien mit 6 100 Plätzen, 11 Kitas mit 214 Plätzen, 29 Millionen Euro BAföG-Auszahlungen jährlich. → www.my-stuwe.de

DER AUTOR

Alexander Knaak
48, Publizist und Übersetzer





Die Hochschulflüsterin

JOHANNA WANKA Die neue niedersächsische Wissenschaftsministerin steht vor großen Herausforderungen. Es fehlt an Geld und an akademischem Nachwuchs. Dass sie solche Probleme lösen kann, hat sie bereits in Brandenburg bewiesen.

VON ANNE OVERESCH

—Möbel hat die Ministerin keine mitgebracht. Johanna Wanka fehlt die Zeit zum Einrichten. Deshalb wählt sie eine möblierte Wohnung, als sie Ende April 2010 binnen weniger Tage von ihrem Posten als Oppositionsführerin im Brandenburger Landtag in das niedersächsische Wissenschaftsministerium wechselt. Das Kostbarste, was die CDU-Politikerin mitbringt, hätte sie ohnehin nicht in Kisten packen müssen: ihre Erfahrung, wie sich Geld für klamme Hochschulen aufreiben lässt. Und das Wissen, wie wichtig es ist, mehr junge Menschen für ein Studium anzuwerben.

Wanka zögert zunächst, aus Brandenburg wegzugehen. Ein Angebot aus Hamburg schlägt sie aus, bevor sie sich für den Ministerposten in Niedersachsen entscheidet. Dann aber stürzt sie sich komplett in den neuen Job: Einen großen Umzugswagen bucht die 59-Jährige nicht. Sie blendet aus, was ein Wechsel →

Foto: Kay Henschelmann

→ an organisatorischen Fragen aufwirft. Zu ihrer Verteidigung eilt sie – von den Kameras der Journalisten weitgehend unbemerkt – auf schwarzen Pumps und im eleganten Nadelstreifenkostüm in den Landtag, das blonde Haar akkurat zum Pagenkopf geschnitten. Danach taucht sie ab, um sich in ihr neues Aufgabenfeld einzuarbeiten.

Wanka kommt, wie sie Politik macht: selbstbewusst und zielstrebig, aber leise und besonnen, um erst im Hintergrund die Sachlage auszukundschaften. Dass sie



ZUR PERSON Johanna Wanka

Geboren 1951 in Rosenfeld (Sachsen), studierte Johanna Wanka an der Universität Leipzig Mathematik. 1980 folgte die Promotion, 1993 erhielt sie einen Ruf als Professorin für Ingenieurmathematik an die Hochschule Merseburg. Von 1994 bis 2000 war Wanka Rektorin der Fachhochschule Merseburg. Im Oktober 2000 wechselte sie an die Spitze des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg. 2001 trat sie in die CDU ein. Seit Ende April 2010 ist Johanna Wanka Ministerin für Wissenschaft und Kultur in Niedersachsen. Sie ist verheiratet und hat zwei Kinder.

als Ostdeutsche ein Ministerium in Westdeutschland führt, spielt sie herunter. »Ich würde mich sehr freuen«, sagt sie, »wenn mein Weg andere motiviert, ebenfalls eine Veränderung zu wagen, egal, ob Ost oder West, Nord oder Süd.«

Dabei ist es ihre Herkunft, die ihren Arbeitsstil prägt. Die Mutter von zwei Kindern hat als Mathematik-Professorin gelehrt und die Hochschule Merseburg als Rektorin geleitet. Im Jahr 2000 warb Brandenburgs Ministerpräsident Manfred Stolpe (SPD) sie als Wissenschaftsministerin an. Ein Jahr später trat Wanka in die CDU ein. Neun Jahre lang bleibt sie im Amt, bis ihre Partei im vergangenen Jahr aus der Regierung ausscheidet.

Von einem besonderen Politikstil in den neuen Ländern will die Ministerin nicht sprechen. Aber viele Politiker seien Quereinsteiger und kämen aus einem wissenschaftlichen Beruf. »Das beeinflusst die politische Kultur und fördert pragmatische Lösungsansätze.«

So spricht Wanka oft. Von »Problemen, deren Kern man erfassen muss« und von »sachorientierten Lösungen«. Dass solche Formulierungen nicht wie Politikerfloskeln wirken, liegt an ihrem Karriereweg. Wenn sie Studierende trifft, Hochschullehrern zuhört oder mit Rektoren verhandelt, spielt sie ihr Fachwissen aus. »Ich kenne die verschiedenen Perspektiven und Akteure«, sagt sie. Bei Verhandlungen könne das ein großer Vorteil sein.

In Niedersachsen hat Wanka wenige Wochen nach ihrem Antritt den »Zukunftsvertrag II« ausgehandelt. Das Land verpflichtet sich darin, den Hochschulen bis 2015 jährlich 1,69 Milliarden Euro zu zahlen. Das Grummeln von Seiten der Universitäten und Fachhochschulen blieb aus, anders als vor fünf Jahren beim ersten Zukunftsvertrag. Die Hochschulen mussten allerdings zusagen, ihre Verwaltung zu entschlacken und sich mehr für Berufstätige ohne Abitur zu öffnen. Vor allem aber sollen sie noch in diesem Jahr 11 200 neue Plätze für Studienanfänger schaffen. So will das Land den erwarteten Ansturm im Hörsaal bewältigen. Wegen der verkürzten Schulzeit verlässt 2011 ein doppelter Abiturjahrgang die Oberstufe.

Knifflig könnte diese Situation auch deshalb werden, weil die Landesregierung fast zeitgleich mit dem neuen Zukunftsvertrag einen radikalen Sparkurs eingeschlagen hat. In den Haushaltsverhandlungen setzt Wanka weniger auf ihr Talent, mit Zahlen umzugehen. Sie vertraut auf ihr politisches Geschick, Positionen ausloten und Interessen ausgleichen zu können. »Die Ministerin bereitet sich in solchen Situationen im Vorfeld sehr intensiv vor und überlegt, welche Punkte strittig sein und wie unterschiedliche Sichtweisen aussehen könnten«, sagen Vertraute. Unter vier Augen versuche sie, vorab Konflikte auszuräumen.

Diese Fähigkeiten hat sie als CDU-Vorsitzende von Brandenburg trainiert. Zwei Jahre lang hatten sich die Christdemokraten in Lagerkämpfen zerfleischt. Mit ihrer ruhigen Art richtete Wanka ab 2008 den Landesverband neu aus. Typisch für Wanka, dass sie später offen zugab, sie habe sich bei den ersten Sondierungen innerhalb der Partei wie bei einem »Spaziergang auf einem zugefrorenen See gefühlt«.



Jederzeit hätte das Eis brechen können. Bei einem Polterer hätten sich wohl schnell Risse aufgetan. Nicht aber bei Wanka.

Ähnlich geschickt hat sich die CDU-Politikerin jetzt im neuen Kabinett eingefunden. Zwar muss sie wegen des Sparprogramms Kürzungen hinnehmen, aber im Hochschulbau werde 2011 kein Vorhaben gestrichen. Die Ministerin denkt ohnehin schon weiter. Nicht der Studierendenansturm in den nächsten Jahren bereitet ihr Sorgen, sondern ein fehlender akademischer Nachwuchs.

»Ich würde mich sehr freuen, wenn mein Weg andere motiviert, ebenfalls eine Veränderung zu wagen, egal, ob Ost oder West, Nord oder Süd«

Was es bedeutet, wenn immer weniger junge Menschen sich an den Hochschulen anmelden, hat sie in Brandenburg erlebt. 2007 ließ sie 75 000 Bierdeckel und 70 000 Postkarten mit einem Adler und dem Slogan »Greif Dir die Zukunft« bedrucken. Mit dieser Kampagne für das Studieren reagierte sie auf Prognosen, dass sich die Zahl der Abiturienten innerhalb von sechs Jahren halbiere.

In Niedersachsen hat der Rückgang der Schülerzahlen später als im Osten eingesetzt, nimmt aber einen ähnlichen Verlauf. »Der offene Zugang zu wissenschaftlicher Bildung ist aus meiner Sicht ein Schlüssel für künftigen Erfolg«, sagt Wanka deshalb. Eine Gesellschaft könne nur innovativ sein, wenn es gelinge, mehr Menschen ein Studium zu ermöglichen. Das hat die Ministerin sich zur Aufgabe gemacht. Erste Schritte gibt es: Menschen ohne Abitur, aber mit Ausbildung und dreijähriger Berufserfahrung können künftig studieren. Davon profitierten vor allem bildungsfernere Schichten, die sich sonst nicht für ein Studium entschieden, hofft Wanka. Dass sich Universitäten öffnen für Arzthelferinnen oder Elektriker scheint ihr wichtiger zu sein als Elitehochschulen.

Vor allem sozial Schwächere will die Ministerin an die Hochschulen bringen. Sie hat selbst erlebt, wie wichtig der Zugang zur

Bildung ist. Ihr eigener Karriereweg sei für sie als ein Mädchen von einem Bauernhof in Sachsen nicht selbstverständlich gewesen. »Diese persönliche Erfahrung motiviert mich, mehr jungen Menschen ein Studium zu ermöglichen, selbst wenn die eigenen finanziellen Möglichkeiten begrenzt sind.«

Wie in Brandenburg auf Studiengebühren zu verzichten, kommt für Wanka allerdings nicht in Frage. Sie hält die Gebühren sogar für einen Standortvorteil, weil die Gelder bei den Hochschulen blieben. Wichtig sei es aber, dass junge Menschen das Geld für ein Studium zu sehr günstigen Konditionen bekommen könnten. Besonders schwierig sei das derzeit für junge Menschen, deren Eltern ein Einkommen knapp oberhalb der BAföG-Grenze hätten. Wie sie die Studienfinanzierung ändern will, verrät sie noch nicht. Gerade hat sie die Koordination der unionsgeführten Bundesländer übernommen. Wie es ihre Art ist, wird sie erst im Hintergrund für ihre Idee werben, ehe sie damit vorprescht.

Viel Zeit zum Einrichten der neuen Wohnung wird Wanka daher auch künftig nicht bleiben. Aber ihre Mitarbeiter im Potsdamer Ministerium haben vorgesorgt. Als die CDU-Politikerin 2009 ihren Schreibtisch räumte, kauften sie ihr ein Abschiedsgeschenk: ein Bild, mit dem Wanka schon lange geliebäugelt hatte. Perfekt für eine kahle Wand in einer möblierten Mietwohnung. ■

DIE AUTORIN

Anne Overesch
30, ist Redakteurin der Neuen Osnabrücker Zeitung



Fotos: Kay Herschelmann, privat (Autorin)

Mogelpackung

STIPENDIENPROGRAMM Die dritte Säule der Studienfinanzierung kracht zusammen, bevor sie überhaupt etwas tragen kann.

VON KARL-HEINZ HEINEMANN

—Jährlich sollten 160 000 Studierende 300 Euro monatlich bekommen, für ihre besonderen Studienleistungen, und nicht, weil sie es wirklich bräuchten. Denn das »nationale Stipendienprogramm« sei »keine Sozialleistung«, wie der CDU-Bildungspolitiker Michael Kretschmer erklärte. 600 Millionen Euro würde das kosten. Freilich wollte der Bund davon allenfalls ein Viertel bezahlen. Die Hälfte eines Stipendiums solle immer von privaten Sponsoren kommen, und den Staatsanteil wollte sich die Bundesregierung mit den Ländern teilen.

Es sollte der »Einstieg in eine neue Stiftungskultur« werden, sagte Annette Schavan. Es sei die dritte Säule der Studienfinanzierung, neben BAföG und Studienkrediten. Doch schon kurz nachdem sie beschlossen wurde, ist diese Säule krachend zusammengebrochen.

Andreas Pinkwart, Wissenschaftsminister der abgewählten CDU-FDP-Regierung in Nordrhein-Westfalen, hatte diese Stipendien in seinem Land vor zwei Jahren eingeführt. Sein Versprechen: Wenn schon Studiengebühren, dann sollten sie durch die »neue Stipendienkultur« sozial abgedeckt werden.

Das »nationale Stipendienprogramm« soll die Motivation zur Aufnahme eines Studiums steigern, heißt es in der Begründung des Gesetzes. Drei Viertel der Abiturienten, die auf ein Studium verzichten, nennen finanzielle Probleme und die Angst vor Schulden als Gründe für ihren Studienverzicht. Und die sollen nun mit der völlig unsicheren Aussicht auf ein Stipendium

motiviert werden? Bisher bekommen nur etwa zwei Prozent der deutschen Studierenden ein Stipendium, davon die Hälfte über eines der Begabtenförderungswerke, also die Studienstiftung des deutschen Volkes oder eine der Stiftungen von Parteien, Kirchen und Verbänden. Eine Studie des Hochschul-Information-Systems (HIS) hat ergeben, dass diese Stipendien vor allem aus bildungsnahen Elternhäusern kommen, deren Einkommen so hoch sind, dass die meisten gar keinen Anspruch auf BAföG haben. Wer hat den Mut, sich um ein Begabtenstipendium zu bewerben? Wer bringt aus seiner Familie den »richtigen« Habitus mit, um im Auswahlgespräch den prüfenden Professoren zu zeigen, dass er oder sie dazugehört? Das Stipendienprogramm wäre also vollkommen ungeeignet, um die soziale Schieflage beim Hochschulzugang zu korrigieren. Das müsste eigentlich jedem klar sein, der nur einen Blick etwa in die Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerks geworfen hat.

Warum also war Annette Schavan das Stipendienprogramm so wichtig, dass sie es unbedingt durch den Bundesrat bringen wollte, bevor die christlich-liberale Mehrheit dort durch die neue nordrhein-westfälische Landesregierung gekippt wurde? So wichtig sogar, dass die Bundesregierung schließlich den Anteil selbst übernahm, den sie den Ländern zugedacht hatte und damit die Zustimmung der CDU-Länder erkaufte?

Es geht nicht darum, sozial benachteiligte Kinder aus bildungsfernen Schichten in die Hochschulen zu

bringen, im Gegenteil. Und es geht vor allem um einen Umbau der Studienfinanzierung. Die Unternehmen über Stipendien an der Ausbildungsfinanzierung ihrer künftigen Arbeitskräfte zu beteiligen, war nicht nur als Entlastung der Staatskasse gedacht. Der Staat, sprich: die aktuelle Bundesregierung will damit Verantwortung für eine sozial gerechte und zukunftsweisende Studienfinanzierung abgeben. Nicht der Staat bestimmt, wieviele Studierende ein Stipendium bekommen, sondern die Unternehmen mit ihrer Spendenbereitschaft. Sie bestimmen auch, zumindest für zwei Drittel der Stipendien, für welche Studiengänge und Fachrichtungen sie eingerichtet werden sollen. Und sie suchen sich die Hochschule ihres Vertrauens selbst aus. Wer soll in Greifswald Stipendien zahlen, wo dort doch die Universität ohnehin der größte Arbeitgeber ist? Welcher großzügige Spender wird Soziologen oder Germanisten bedenken, wo er doch erst einmal an Ingenieuren für seine Textilmaschinen interessiert ist und nicht an Sinnsuchern und Selbstfindern? Die Hochschulen sollten sich biteschön selbst daran machen, die Spender anzuwerben. Dazu brauchen sie dann erst einmal eine ordentliche Werbe- und Fund-Raising-Abteilung. Und sie müssen ihre Kontakte zu den zahlungsfähigen und hoffentlich auch -willigen Unternehmen ausbauen, zum Sparkassenvorstand oder zum Chemiekonzern, deren Vertreter man dann auch möglichst über den Hochschulrat an sich bindet. Und dessen Interessen man schützt, gegenüber der Öffentlichkeit, wie jüngst die Universität zu Köln, die sich weigert, die Verträge über Forschungskooperationen mit der Bayer AG offen zu legen. Kurz: Das Stipendienprogramm ist Teil des Programms zum unternehmensförmigen Umbau der Hochschulen.

Die Regierung hat das Stipendienprogramm also gesetzlich verankern können – doch nun stellt sich heraus, dass es gar nicht funktioniert! Statt der 300 Millionen, die der Bund zahlen müsste, um 180 000 Leistungsfähige und Begabte zu fördern, sind ganze 10 Millionen im nächsten Bundeshaushalt vorgesehen. Statt von 160 000 ist nur noch von 6000 Stipendiaten die Rede, ein Bruchteil derer, die schon über die Begabtenförderungswerke ihr Büchergeld und die ideelle Förderung bekommen. Mehr Geld kommt

eben nicht von den Unternehmen. Das hätte man wissen können, denn genau diesen Prozentsatz, nämlich 0,3 Prozent der Studierenden, in absoluten Zahlen 1400, konnte Pinkwart in Nordrhein-Westfalen mit seinem Programm beglücken.

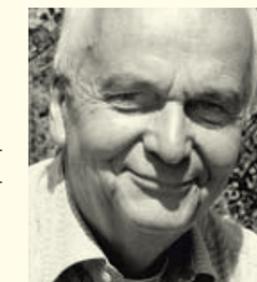
Will die Bundesregierung wirklich etwas tun, um die Studienmotivation zu erhöhen, so geht der Weg nur über einen Umbau des BAföG zu einem Stipendiensystem nach sozialen Kriterien. Doch während die Regierung alles tut, um das tot geborene Kind des Stipendienprogramms ins Leben zu bringen, ist die magere BAföG-Erhöhung um zwei Prozent noch nicht beschlossen. Die Bundesländer wollen den ihnen zugedachten Anteil nicht mittragen, und hier ist der Bund nicht bereit, »Entscheidungshilfe« zu leisten und den Länderanteil zu übernehmen.

Eine Reform der Studienfinanzierung wäre dringend nötig. Durch die neuen Studienstrukturen hat der materielle Druck auf die Studierenden zugenommen. Bachelor und Master studierbar zu machen hieße, diesen Druck von ihnen zu nehmen. Schon vor gut einem Jahrzehnt hatte das Deutsche Studentenwerk die Debatte über eine Reform der Studienfinanzierung angestoßen, sie ist damals vom Basta-Kanzler gestoppt worden.

Vielleicht sollten wir eine alte Idee der Studentenbewegung neu aufgreifen: die Einführung eines Studierendengehalts, wie es in skandinavischen Ländern üblich ist, also eine materielle Sicherheit für alle, ihr Studium in angemessener Zeit beenden zu können. Sie werden es der Gesellschaft zurückzahlen – über höhere Steuern, über die von ihnen entwickelten Innovationen und qualifizierten Dienstleistungen. ■

→ www.perspektive7.de/wir/karl-heinz-heinemann

»Vielleicht sollten wir eine alte Idee der Studentenbewegung neu aufgreifen: die Einführung eines Studierendengehalts«



DER AUTOR

Karl-Heinz Heinemann

63, arbeitet als freier Journalist für den Hörfunk und für diverse Zeitungen. Er beschäftigt sich mit Bildungspolitik, vor allem mit Schul- und Hochschulthemen

Illustration: Dominik Herrmann; Foto: privat (Autor)

AUS DEN STUDENTENWERKEN



Gerüchte um Gerichte

Die Nudeln in der Mensa sind fettig, die Saltsaucen zu dünn und der Speiseplan langweilig? Lauter Gerüchte um die Gerichte. Mit seiner Kampagne »Gerüchteküche – wahr oder nicht wahr?« räumt das Studierendenwerk Trier mit so manchem Mensa-Mythos auf. Fünf große Poster verbreiten die Gerüchte und liefern gleich die passende Antwort. So wird den Gästen plakativ erklärt, dass die Zugabe hochwertigen Olivenöls die gegarten Nudeln vor dem Zusammenklumpen bewahrt und klare Saltsaucen den frischen Blattsalaten besonders schmeicheln. Aber wie sieht es denn nun mit der Eintönigkeit in der Mensa aus? Antwort: Über 2000 Rezepte können nicht gleich sein! Neue Gerüchte folgen... *jf*

→ www.studiwerk.de

Gabeltest

Wenn sich Hochschulabsolventen um einen Arbeitsplatz bewerben, müssen sie oft auch ihre Tischmanieren unter Beweis stellen. Damit der »Gabeltest« erfolgreich verläuft, bietet das Studentenwerk Gießen zusammen mit der Bundesagentur für Arbeit einen Workshop an: »Von der Mensa zum Geschäftsessen«. Hier werden den Teilnehmern jede Menge Tipps zum richtigen Verhalten beim Geschäftsessen serviert – und direkt bei einem exklusiven Mehr-Gänge-Menü inklusive Weinauswahl umgesetzt. *nf*

→ www.studentenwerk-giessen.de



Fernost ganz nah!

Wie weckt man die Neugier auf ein Studium in den neuen Bundesländern? Die Wissenschafts- und Kultusministerien der fünf neuen Bundesländer zeigten mit ihrer Kampagne »Studieren in Fernost«, wie es funktioniert. In vier Rallye-Teams führen 24 Jugendliche aus den westdeutschen Bundesländern auf unterschiedlichen Routen quer durch den »wilden Osten«. Die Teilnehmer entdeckten das Hochschulangebot in Ostdeutschland einmal ganz anders – sie interviewten Campus-Mitarbeiter, lösten ungewöhnliche Rallye-Aufgaben wie beispielsweise Wettswimmen mit Robben, und twiterten ihre Erlebnisse. Die »Reporter« übernachteten in Wohnheimen der Studentenwerke und aßen in Mensen an den unterschiedlichen Hochschulstandorten. Auch die Studentenwerke zeigen: So nah ist Fernost! *nf*

→ www.studieren-in-fernost.de

PERSONALIA

Neu an der Spitze



Seit dem 15. Juli 2010 ist **Matthias Griem** neuer Geschäftsführer des Studierendenwerks Mainz. Der gebürtige Lübecker und gelernte Hotelkaufmann studierte Betriebswirtschaftslehre an der

Fachhochschule Worms. Dort engagierte er sich unter anderem im Studentenrat. Nach seinem Studium leitete er verschiedene Einrichtungen des Gesundheitswesens. Als vorrangiges Ziel hat Matthias Griem sich vorgenommen, die Serviceangebote für die Studierenden zu verbessern. Dabei ist es ihm besonders wichtig, neuen Wohnraum zu schaffen und eine Kindertagesstätte einzurichten. Gemeinsam mit den Hochschulen möchte er den Wissenschaftsstandort Mainz familienfreundlicher gestalten. Der begeisterte Rudersportler wohnt in Bad Kreuznach und ist Vater einer Tochter. *jaw*

Hilfe bei AD(H)S

Die Ursache für mangelnde Konzentrationsfähigkeit, Plan- und Ziellosigkeit, innere Unruhe, Anpassungsschwierigkeiten und impulsives Verhalten kann eine Aufmerksamkeitsdefizit-beziehungsweise Hyperaktivitätsstörung – bekannt unter der Abkürzung AD(H)S – sein. Da dieses Phänomen nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen auftritt, wird jetzt in Köln ein verhaltenstherapeutisch orientiertes Gruppentraining für Studierende angeboten. Um negativen Auswirkungen auf den Studienverlauf vorzubeugen oder zu beheben, haben sich die Psycho-Soziale-Beratungsstelle des Kölner Studierendenwerks und der Lehrstuhl für Klinische Psychologie und Psychotherapie der Humanwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln zusammengetan. *ml*



→ www.ads-projekt.uni-koeln.de



DSW-KURZPORTRÄT

»Mit innerer Leere kann auch ein leerer Magen gemeint sein«

(Konfuzius)

Die Brücken-Bauerin

Vera Yu, 41, Kulturmanagerin

»Haben Sie schon gegessen?« – diese typische Begrüßung unter Chinesen bedeutet »Wie geht es Ihnen?«. Man versteht sie nur, wenn man die Menschen und ihre Kultur kennt. Vera Yu hat sie kennengelernt: während ihres Sinologie-Studiums in Peking und ihrer Tätigkeit am Goethe-Institut in Hongkong. Als Deutsch-Chinesin mit einem Vater aus Sichuan und einer Mutter aus Köln war sie ohnehin schon immer in beiden Kulturen zu Hause. Nach ihrer Weiterbildung zur Kulturmanagerin hat sie zahlreiche interkulturelle Projekte initiiert: unter anderem auf dem Art Forum Berlin, im Aedes Architekturforum und in der Königlichen Botschaft der Niederlande. Seit Januar 2010 arbeitet Vera Yu im Referat Internationale Beziehungen des Deutschen Studentenwerks. Hier koordiniert sie das Kooperationsprojekt mit der Robert Bosch Stiftung »China-Traineeprogramm an deutschen Hochschulen – Deutsch-Chinesische Kooperation für Student Affairs«. Und baut am liebsten täglich neue Brücken zwischen den Menschen in China und Deutschland. *jaw*

→ vera.yu@studentenwerke.de

Foto: Stefan M. Rother

MEDIEN

Gesurft – weltweite Netzwerke für Studentenwerke

IASAS



Eine neue globale Plattform der Studentenwerke ist auf nordamerikanische Initiative hin

gegründet worden: Die *International Association for Student Affairs and Services* dient der Zusammenarbeit und dem Erfahrungsaustausch von Beschäftigten in Studentenwerken, Universitäten und vergleichbaren Einrichtungen weltweit. Sie kann insbesondere als Forum für Kontakte nach Amerika, Asien und Australien genutzt werden. Eine Mitgliedschaft ist online kostenlos möglich. *se*

→ www.iasasonline.org

ECStA



Der *European Council for Student Affairs* wurde im Jahr 1999 unter anderem auf Initiative des Deutschen Studentenwerks ins Leben gerufen, um auf dem europäischen Kontinent

die Zusammenarbeit der Studentenwerke und vergleichbarer Einrichtungen zu stärken. Internationale Konferenzen, gemeinsame Seminare und praktische Austauschprogramme dienen dem Erfahrungsaustausch und der Kooperation zur sozialen Dimension der Hochschulbildung in Europa. Der ECStA fungiert als europäischer Dachverband der Studentenwerke aus zwanzig Ländern und steht als Ansprechpartner zur Hochschulpolitik im gesamten Bologna-Raum zur Verfügung. *se*

→ www.ecsta.org

APSSA



Bereits 1988 gegründet, vereint die *Asia Pacific Student Services Association* als internationales Netzwerk die Studentenwerke aus sozial und kulturell sehr heterogenen

Ländern von China über die Philippinen, Singapur und Indonesien bis nach Australien und Neuseeland. Mit einer rotierenden Präsidentschaft ausgestattet, organisiert die APSSA alle zwei Jahre einen großen internationalen Kongress, zuletzt im australischen Brisbane. Die APSSA hat sich die Zusammenarbeit und Entwicklung von Student Services in der Region, die Förderung der sozialen Rahmenbedingungen des Hochschulstudiums sowie die Förderung interkultureller Verständigung und Kompetenz zwischen den Mitgliedern zum Ziel gesetzt. Seit 1998 gibt es ein Institute of Student Affairs (ISA), um die berufliche Fortbildung der Mitglieder durch Kurse, Hospitanzen und Seminare zu unterstützen. *se*

→ www.apssa2010.qut.edu.au

IMPRESSUM

DSW-Journal
Magazin des Deutschen Studentenwerks (DSW)
Ausgabe 3/2010

Das DSW-Journal erscheint viermal im Jahr.

Herausgeber: Deutsches Studentenwerk e.V.
Monbijouplatz 11
10178 Berlin

Verantwortlich: Achim Meyer auf der Heyde (amadh),
Generalsekretär

Chefredaktion: Marijke Lass (ml)
marijke.lass@studentenwerke.de

Redaktion:
Prof. Dr. Rolf Dobischat, Sven Engel (se), Nora Fasse (nf),
Jessica Fischer (jf), Stefan Grob (sg), Sabine Jawurek (jaw),
Angela von Wietersheim (avw), Jörg-Markus zur Oven (zov),
Constantin Quer

An dieser Ausgabe haben außerdem mitgewirkt:
Karl-Heinz Heinemann, Dr. Alexander Knaak, Ulla Michels-
Vermeulen, Anne Overesch, Prof. Dr. Wolf Wagner

Fotos:
allover images/Strandperle, M. Bussmann, CDU/CSU, Kate
Davison/Greenpeace, Die Hoffotografen, Die Linke, eye-
zoom1000/Strandperle, Goethe-Universität Frankfurt, Kay
Herschmann, Udo Hesse, Petra Karst, Sandra Kühnapfel,
Wolfgang Mücke/fotolia, Lars Nickel, Photocuisine.de/
Renaudin, Stefan M. Rother, Götz Schleser, Jürgen Schulz,
Philipp Schumacher, Schwäbisches Tagblatt, Studentenwerke
Bonn, Essen-Duisburg, Köln, Mainz, Trier, Tübingen-
Hohenheim; WalterFrame/Strandperle

Karikatur: Heiko Sakurai
www.sakurai-cartoons.de

Grafik: Kerstin Schröder

Produktion: Dominik Herrmann

Druck: Henrich Druck + Medien GmbH
www.henrich.de

Beratung: Helmut Ortner
www.ortner-concept.de

Anzeigen:
dswjournal-anzeigen@studentenwerke.de
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 1. Januar 2010

Redaktionsanschrift:
Deutsches Studentenwerk e.V.
Redaktion DSW-Journal
Monbijouplatz 11
10178 Berlin
Tel.: +49(0)30-29 77 27-43
Fax: +49(0)30-29 77 27-99
E-Mail: dswjournal@studentenwerke.de
www.studentenwerke.de
Nachdruck und Wiedergabe von Beiträgen aus dem
DSW-Journal sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der
Redaktion erlaubt.

Der Präsident des Deutschen Studentenwerks schreibt an sich selbst

HÜ UND HOTT UND HOTT UND HÜ ...



Rolf, stell Dir vor, Du wärst heute wieder Student.

Der interessierte, etwas ältere, durchschnittlich begabte, aber debattier- und streitlustige, kettenrauchende, rabaukige Soziologiestudent, der Du in den 1970ern warst. Du beziehst BAföG, das reicht aber nicht, Du jobbst nebenbei – und hoffst nun auf ein Stipendium.

Nationales Stipendienprogramm! zehn Prozent der Studierenden sollen eines kriegen, statt nur zwei oder drei Prozent. Eine neue Stipendienkultur! Alle Hochschulen machen mit, die Wirtschaft macht mit, Private, Alumni – alle.

Nein, nein, Rolf, Du würdest das auch heute kritisch hinterfragen, Du würdest das nicht alles gleich glauben wollen – aber Du würdest eine Bundesregierung beim Wort nehmen wollen, die das ernsthaft verspricht, ernsthaft in ein Gesetz gießt.

BAföG-Erhöhung und nationales Stipendienprogramm – zwei zentrale bildungspolitische Vorhaben der Bundesregierung haben im Sommer Anlass gegeben zu einem politischen Theater der Absurditäten. Hauptakteure: der Bund, die Länder, der deutsche Bildungsföderalismus. Wie würde der Student Dobischat das resümieren?

Alle wollen die BAföG-Erhöhung – aber sie kommt erst einmal nicht, weil sie den Ländern doch zu teuer ist, obwohl sie eigentlich auch finden, sie wäre gut. Das Stipendienprogramm wollen einige, einige nicht, viele nicht so – es kommt aber, weil der Bund nun den ganzen staatlichen Anteil übernimmt. Aber nun soll es doch viel kleiner werden als geplant, und die Mittel sollen doch bei den Begabtenförderungswerken abgezackt werden, und man hätte doch besser gleich das Geld ins BAföG – aber nein, das kommt ja jetzt erst einmal nicht, es sei denn, die Länder ...

Na komm, Rolf, wie hättest Du das kommentiert, wärst Du heute Student? Hättest Du es überhaupt verstanden? Aber klar doch! Als erstes wäre Dir zum nationalen Stipendienprogramm Shakespeare eingefallen »Viel Lärm um Nichts«, oder auch der Spruch »aus einer Mücke einen Elefanten machen«, nur eben umgekehrt. Denn sind 0,3 Prozent nicht eigentlich lächerlich?

Der Student Rolf Dobischat würde sich außerdem empören: Das ist unwürdig, dieses Hü und Hott und Hott und Hü! Er würde der Politik zurufen: Tut, was Ihr ankündigt, und kündigt an, was Ihr tut und nicht tut, aber seid wenigstens klar und ehrlich! Wenn das nicht geht mit gemeinsamen Projekten, mit einer gemeinsamen Politik – von Bund und Ländern für die Studierenden – warum unternimmt Ihr denn nichts gegen diese Blockade?

In diesen Tagen entscheidet der Bundesrat, entscheiden die Länder, ob sie das BAföG nun nicht doch ein wenig erhöhen wollen – wie es der Bund will.

Als Student würde ich auf die Vernunft hoffen und den oft bewiesenen Pragmatismus der Länder-Ministerpräsidenten.

Als Hochschullehrer und Präsident des Deutschen Studentenwerks, der ich heute bin, mache ich mich auf die schlimmstmögliche Wendung gefasst.

Und das ist furchtbar.

Rolf Dobischat

rolf.dobischat@studentenwerke.de



... damit Studieren gelingt!



Wohnen • Essen & Trinken

Kultur • BAföG • Kinderbetreuung

Internationales • Beratung



Die Studentenwerke – Service rund ums Studium



Deutsches Studentenwerk

www.studentenwerke.de



NUR AUSBILDUNG MACHT WIRKLICH SATT.

Viele Menschen in Krisengebieten benötigen Nahrungsmittelhilfen, um zu überleben. Für ein selbstbestimmtes Leben ohne Hunger und Abhängigkeit brauchen sie mehr: die Möglichkeit, ihre Zukunft in die eigenen Hände zu nehmen. Deshalb fördert die Welthungerhilfe weltweit Schulen und Ausbildungsprojekte, um den Teufelskreis der Armut zu durchbrechen. Unterstützen Sie uns mit Ihrer Spende: Sparkasse KölnBonn, BLZ 370 501 98, Konto 1115. Mehr unter www.welthungerhilfe.de

Welthungerhilfe - Der Anfang einer guten Entwicklung